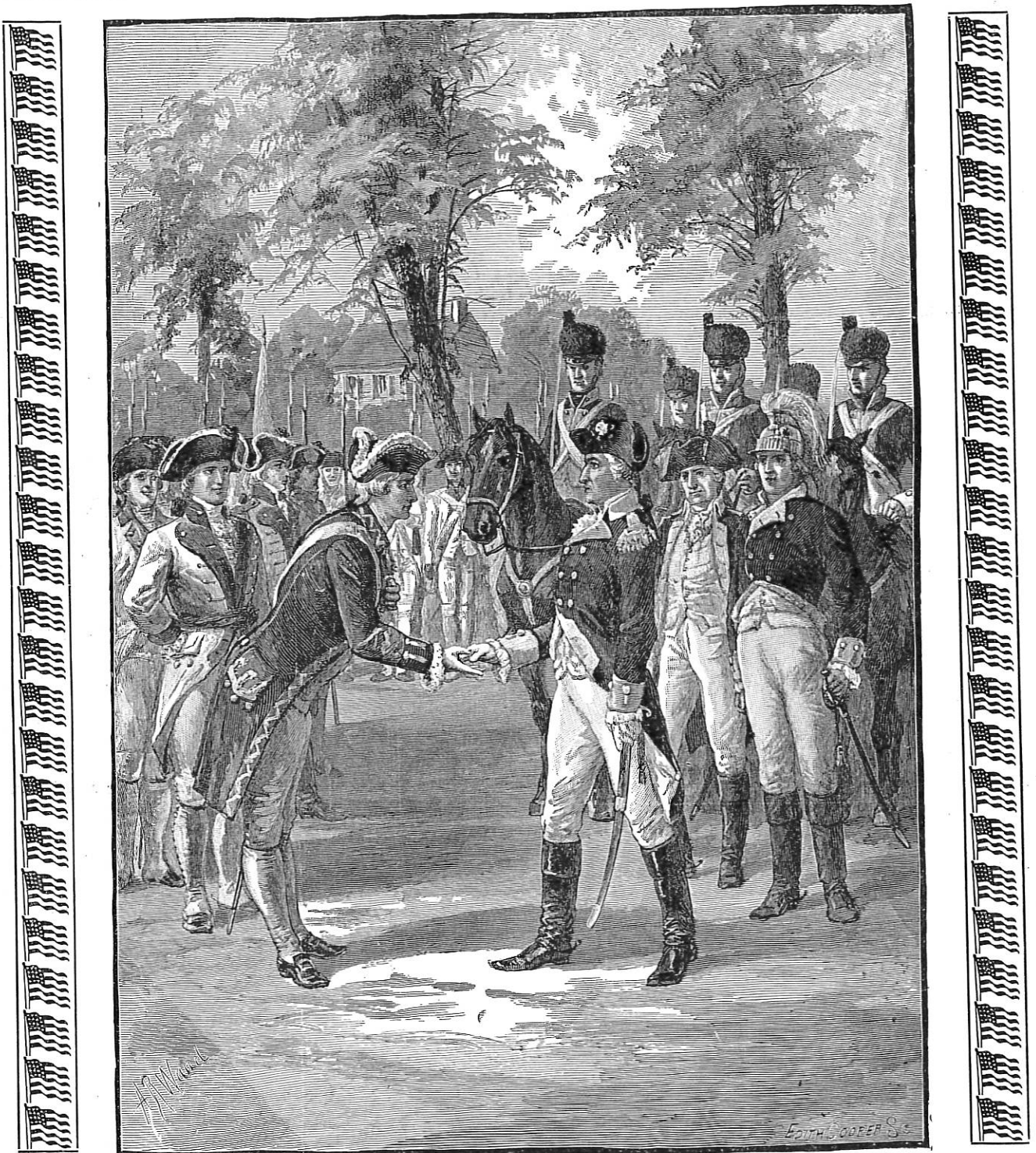




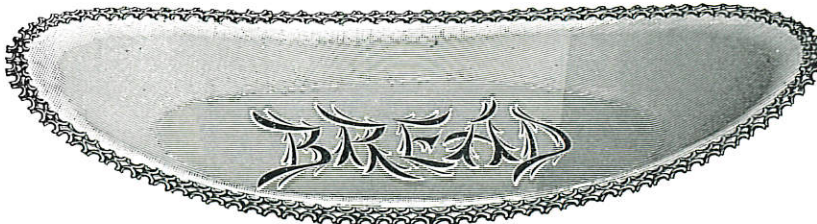
Die Abendsschule.



Washington begrüßt Rochambeau.

Am 21. September 1780 hatte Washington die erste Zusammenkunft mit dem Grafen Rochambeau zu Hartford, Conn., der mit 4,000 Mann Hilfstruppen herübergekommen war, um den Kampf für die Unabhängigkeit Amerikas zu siegreichem Ende bringen zu helfen. Den Winter über lag Rochambeau still, im Mai aber hielt er mit Washington zu Weatherfield, Conn., abermals einen langen Kriegsrat, anfangs Juni brach er sodann mit seinen Mannen auf, marschierte in vier Divisionen durch Connecticut und traf am 6. Juli mit der amerikanischen Armee zusammen, so daß beide Heere nun eine Linie von Dobbs' Ferry am Hudson bis zum Bronx-Fluß bildeten und General Clinton, der sich in New York festgesetzt hatte, ins Gedränge brachten.

Allerlei hübsche Gaben und zugleich Prämien für neue Leser.



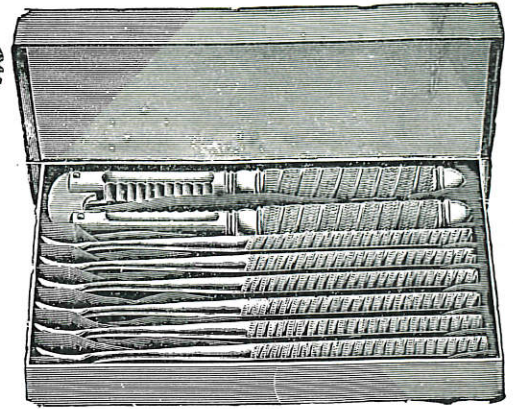
Brotmesser, dreifach verfilbert, mattglänzend. Für 2 neue Leser.



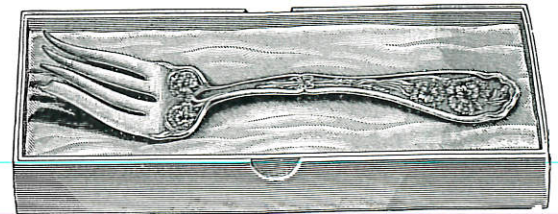
Buttermesser mit Perlmuttergriff und silberplattiertem Ring.
Für 2 neue Leser.



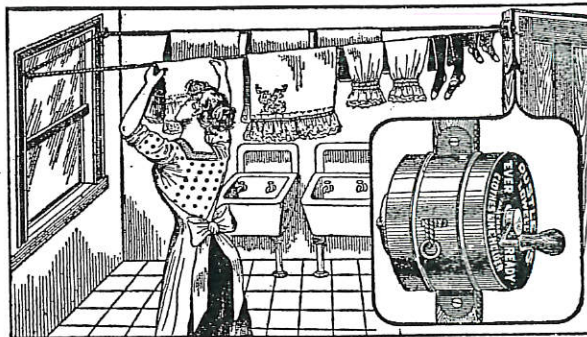
Gurkengabel mit Perlmuttergriff und silberplattiertem Ring.
Für 2 neue Leser.



Nußknacker-Set. Eine jederzeit beliebte Prämie.
Für 1 neuen Leser.



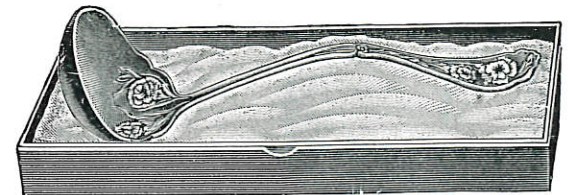
Gabel für kalten Aufschnitt, stark verfilbert. Genau
wie abgebildet. Für 1 neuen Leser.



Praktische Waschleine.

Diese praktische Waschleine kann im Hause oder auf der Veranda angebracht werden. Sie misst, wenn doppelt gespannt, 14 1/4 Fuß, doch kann dieselbe auch einfach gespannt werden, wenn man 2 Haken anbringt und so ein Dreieck bildet. Die Leine hat den Vorzug, daß sie immer an Ort und Stelle und absolut staubfrei ist.

Für 1 neuen Leser.



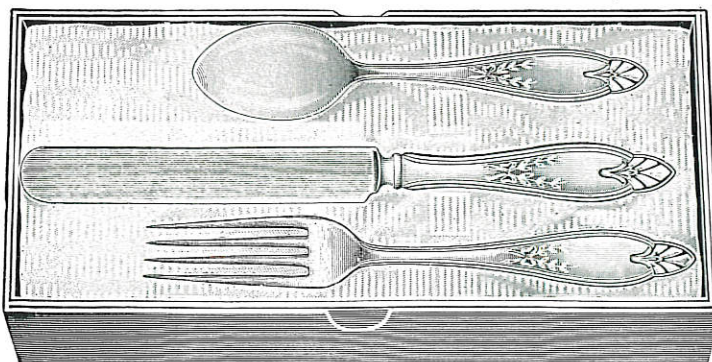
Saucenlöffel, schwer verfilbert. Wie abgebildet.
Für 1 neuen Leser.

Bandmaß.

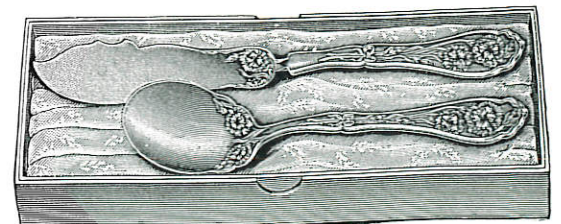
(Tape measure)

60 Zoll Länge, schwer
verfilbert, mattglän-
zend.

Für 1 neuen Leser.



Kinders-Set, wie abgebildet. Für 1 neuen Leser.



Buttermesser und Zuckerlöffel, schwer verfilbert.
Genau wie Abbildung. Für 1 neuen Leser.

LOUIS LANGE PUBLISHING COMPANY, - - St. Louis, Mo.

Die „Abendschule“, ein illustriertes Familienblatt, mit der Abteilung „Frauenkleid“, erscheint alle zwei Wochen in 40–52 Seiten starken Heften (26 Hefte im Jahrgang) zu \$2 das Jahr. Abonnenten können jederzeit eintreten. Adressveränderungen sollten zwei Wochen vor Umzug gemeldet werden; man teile die alte sowie die neue Adresse mit.

Jahrgang 64.

Heft 14.

Die Abendschule.

St. Louis, Mo., Donnerstag, den 31. Januar 1918.

Die „Abendschule“ ist in der ganzen Welt verbreitet und kostet nach dem Ausland \$2.50 portofrei. Probenummern werden auf Verlangen gratis gesandt. Alles Geschäftliche, Bestellungen, Gelder, Manuskripte u. s. w. sind zu senden unter der Adresse: Louis Lange Publishing Co., 3600–3610 Texas Ave., St. Louis, Mo., U. S. A.



Aus der Zeit für die Zeit.

Fortschritt, Unrast und Innenleben.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on January 25, 1918, as required by the Act of October 6, 1917.

Normalerweise ein halbes Jahrhundert, zwei Wochen zu machen, ist seit einigen Jahren ein besonderes Lösungswort in der ganzen zivilisierten Welt. Mehr Ausfaat, größere Ernten, ist auch eine Hauptparole der Kriegszeit geworden. Wie schon vor Jahren in allen Industrien mit vollsten Kräften die Erzeugungsfähigkeit gesteigert wurde, so hat erst recht die Kriegszeit alle Werkstätten, die ihren Zwecken dienstbar sein können, zu Höchstleistungen getrieben. Die Wochenausgaben sind aufs vielseitigste ausgestaltet und zu denkbar höchster Vollendung gebracht, und immer noch werden neue dazu erfunden. Alle Hilfswerkzeuge hat man beständig vervollkommen, alle Hilfsquellen werden ausgebeutet, auf allen Gebieten des Wissens und Könnens hat die höchste Triebkraft eingesetzt und spioniert fort und fort zu erhöhter Leistung an. Man nehme einmal die vielen Neujahrsartikel der letzten Jahre und auch dieses Jahres mit ihren summarischen Rundblicken zur Hand, welche Vorträge künden sie? Sie sprechen, trotz des Krieges, vom Fortschritt, von all den Gütern, die wir erzeugen, von der Vermehrung des Volkvermögens, und was alles dazu gehört. Der Krieg wird als Katastrophe beklagt, aber doch auch als Zwischenfall behandelt, man schaut weiter, schaut voraus, legt Zukunftspläne und betont in allen Zukunftsbildungen die Welt der äußeren Güter. Diese Dinge beherrschen die Menschen! Der Fortschritt ist der Gott der heutigen Welt! Ihm werden alle Kräfte geweiht. Dieser Gott aber läßt nicht zur Ruhe kommen, Unrast ist sein Stirnzeichen, und wahre Innerlichkeit kennt er nicht. Der unaufhaltsame Fortschritt zwingt den Menschen, fort und fort sich auszugeben, sich zu erschöpfen und aufzubrauchen; er läßt den Menschen rascher leben und verbraucht rastlos die Kräfte der Menschheit. Daß eine solche Zeit höchster Unruhe und Unrast bevorstehe, sah bereits vor einem Jahrhundert der große Geschichtsforscher Niebuhr voraus, und er hat recht behalten. Unsere Zeit trägt mehr als irgendeine andere das Merkmal der Unruhe an sich, und diese ist durch den Krieg erst recht noch gesteigert. Unruhige Zeiten hat es freilich immer gegeben, aber sie waren früher episodisch, nur Zwischenzeiten, heute ist die Unruhe wesentlich und zerrüttend geworden. Sehe man sich nur einmal die Erbauungsschriften früherer Jahrhunderte an! Es ist fast undenkbar, daß im Zeitalter des rastlosen Fortschritts und der zermürbenden Unruhe viele solcher Bücher mit ihren gottseligen Gedanken und erbaulichen Betrachtungen, die wie lauter Quellen des Trostes und bewunderungswürdiger Gedankenfülle sprudeln, geschrieben werden können. Doch man schelte uns den Fortschritt nicht, auch wenn er an unsern Kräften zehrt! Der gottgeschaffene Geist hat nun einmal diesen Trieb in sich. Aber — und das ist der Punkt — sind die Menschen auch klug, indem sie dem Fortschritt so hastend und so ruhelos dienen? Ueberschätzen sie ihn nicht und unterschätzen zugleich etwas anderes, das doch noch wichtiger ist? Ein Gott ist der Fortschritt ja gewiß nicht, denn er ist sterblich und hat einmal ein Ende. Bereitet ihm doch schon der große Krieg, der ihn einerseits unerhört fördert, in allen friedlichen Bestrebungen aber zum Stillstand bringt, ja, ihm schier den Garauß macht, viel Sorge, Unterbrechung und Einhalt. Es gibt keine größere Irrlehre als die, an einen unendlichen Fortschritt in der Welt zu glauben. Wer das tut, gleicht dem Landmanne, der auf den Weg, ins Steinigte, unter die Dornen fät. Wehe, wenn wir bloß diesem sterblichen Abgott gedient haben, der selbst dahingeht wie alles Sterbliche und

wie der Same, der nicht Wurzel hat. Vor der Sündflut flohen die Menschen auf die höchsten Berggipfel, und sie wären gerettet gewesen, wenn die Flut nicht noch weit höher gestiegen wäre. Auch der Fortschritt trägt hoch und höher, läßt uns sogar vielen Gefahren entgehen, denen früher die Menschen in Niederungen ausgesetzt waren, aber über allen Fortschritt weit, weit hinaus geht die Flut der Vergänglichkeit, so daß er schließlich unterinken muß. Nur die Arche bleibt. Ach, wie unzählig viel Fortschritt ist im Zeitensstrom schon untergegangen, wie viel gepriesene Errungenschaften versinken fortwährend von heute auf morgen vor unsern Augen, wie manches Grün verdorrt im Sonnenbrand! Aus dieser unumstößlichen Gewissheit haben frühere Zeiten viel energischer als die unsrige ihre Schlussfolgerungen gezogen. Sie überschätzten den äußeren Fortschritt nicht auf Kosten ihres Innenlebens, sie vergaßen nicht über äußerer Kultur und Zivilisation die Pflege der Seele. Woher kommt es, daß uns aus ihren Schriften ein so frischer, feiner Duft von Friede und Ruhe, von Selbstbesinnung und Innerlichkeit, von Sünde und Gnade, Buße und freudigem Glauben anweht, wie wenn der Lufthauch über volles Aehrenfeld streicht, der uns Heimweh ankommen läßt nach einer ruhigeren Zeit, nach stillen, friedvollen Tagen, nach einer Kultur, die zwar nicht auf die erspriesslichen Errungenschaften unseres Jahrhunderts verzichtet, aber doch vor allem die Seelenpflege zu ihrem überragenden Rechte bringen will? Das muß doch einen Grund haben! „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit,“ sagt der Heiland, „so wird euch solches alles zufallen,“ und dies sein Wort ist wahr geblieben und bleibt wahr. Es ist das Christentum, dem die Welt die weitaus größten Fortschritte, die besten sozialen Ordnungen, die erspriesslichsten Staatsformen und gedeihlichsten Zustände verdankt. Ach, daß der Same nicht so viel auf den harten Weg, den saftlosen Fels und unter die erstickenden Dornen fiel! Aber gottlob! selbst in ruhelosester Fortschrittszeit — sie gerade muß mit ihrem Kriege so manchen Acker furchen und den Saathoden bereiten helfen — fällt der gute Same auf fruchtbares Land und trägt dreißig-, sechs- und hundertfältige Frucht, und diese Frucht bleibt! Während die Welt mit all ihrem Fortschritt, nützlicher und verderblicher Art, versinkt, wird der Weizen eingesammelt in die Scheunen.

Präsident Wilsons Friedensvorschläge.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on January 25, 1918, as required by the Act of October 6, 1917.

Raum hatte Lloyd George in einer Ansprache an die Vertreter der britischen Arbeiterschaft die Bedingungen und Forderungen der Alliierten dargelegt, auf Grund deren sie Frieden zu schließen gedachten, als Präsident Wilson am 8. Januar unvermutet vor dem Bundeskongreß in wohlgeordneter Rede und im Einverständnis mit unseren Kriegsgenossen gleichfalls die Kriegsziele und Friedensbedingungen auseinandersetzte. Der Friede, der diesen schrecklichsten aller Kriege beenden soll, muß — das gibt man nachgerade von allen Seiten zu — ein Bauwerk werden, ein starkes, festes Bauwerk, das Jahrhunderte überdauern und den Fortschritt der Welt womöglich für alle Zeiten sichern soll. Daher plant man und bringt Vorschläge zur Sprache. Schon vor Jahresfrist trat Deutschland mit solchen vor die Welt. Die Alliierten behaupteten damals, es handle sich dabei um eine List und die Friedenshehnsucht sei nur ein Vorwand, den Krieg zu beschließen, der durch Erschöpfung ein ungünstiges Ende zu nehmen drohe. Sodann folgten der Papst, die Russen, Graf Czernin für Oesterreich und wiederholt der Präsident unseres Landes mit Friedensvorschlägen und Friedensanregungen. Nur England und das ihm verbundene Frankreich schwiegen. Aber endlich sprach nun auch Lloyd George. Manche Bedenken und Schwie-

rigkeiten entfernte er, manches ließ er im unklaren. Da tat unerwartet Präsident Wilson eine neue Friedensäußerung vor beiden Häusern des Kongresses. Wer diese Rede unbefangen erwägt, muß gestehen: sie bildet das ausgesprochenste und umfassendste Programm des aufzubauenden Friedens, das bisher von irgendeiner Seite aufgestellt worden ist. Nicht, daß es sich um etwas Fertigfertiges handelt; doch als Entwurf, als Grundlage, sind seine 14 Vorschläge so großzügig, daß man meinen sollte, bei gutem Willen müsse sich darauf weiter bauen lassen. Noch mehr; der Präsident geht durch: aus von praktischen Erwägungen aus und hat erreichbare Ziele im Auge; er will wirklich Material liefern für einen dauernden Friedensbau, ja, der Grundgedanke, der die ganze Rede beseelt, ist der Geist der Versöhnlichkeit und Gerechtigkeit, und dieser stempelt sie zu einem denkwürdigen Dokument, das in der Erinnerung und Geschichte fortleben wird. Zwischen Lloyd Georges Ansprache und Wilsons Rede ist, obwohl sie in Verbindung stehen, ein gewaltiger Unterschied: der britische Staatsmann redet als Briten, der Präsident als Weltbürger; jener appelliert an den Patriotismus Englands und seiner Verbündeten, dieser wendet sich an die Menschheit im allgemeinen. Dabei ist die Selbstlosigkeit Amerikas noch nie so klar und überzeugungskräftig hervorgehoben worden: Nicht einen Fuß breit fremden Gebiets fordern wir für uns, nicht einen Dollar Entschädigung; alles, was wir verlangen, soll der ganzen Welt zugute kommen, der gemeinsamen großen Friedenszeit. Was der Präsident über die Freiheit der See, über die Regelung der Handelsbeziehungen der Völker, über die Einschränkungen der militärischen Rüstungen sagt, entspricht den allgemein zur Geltung gelangten Anschauungen und wird in Deutschland und Oesterreich denselben Anklang finden wie hier. Auch dem Kolonialbesitz legt er das Prinzip des Völkerrechts, wie es sein sollte, zugrunde, nämlich daß nicht nur die Rechtstitel der europäischen Mächte, sondern auch die Rechtsansprüche der eingeborenen Bevölkerung berücksichtigt werden sollten. Ueberhaupt tritt der Grundsatz „*Sum cuique*“ (jedem das Seine) hervor, und das ist ja auch die hauptsächlichste, diesen Krieg durchlöchernde Forderung: Keine Eroberungsansprüche, keine Gebietsabtrennung! Man könnte also an die Möglichkeit glauben, daß nun bald Friedensverhandlungen beginnen werden, begegnete uns in den 14 Sätzen nicht auch der Stein des Anstoßes, der in Lloyd Georges Rede so vorgehoben wurde. Zwar fordert der Präsident keineswegs die unbedingte Wiedererstattung Elsaß-Lothringens an Frankreich, sondern setzt vielmehr statt des britischen „*muß*“ ein „*sollte*“ und läßt damit die Bahn offen für einen Ausgleich, aber erst kürzlich hatte doch Kanzler v. Hertling die Erklärung abgegeben, daß Deutschland die Reichslande nie und nimmer fahren lasse. Auch die weitere Andeutung, daß die Grenzen Italiens auf Grund des Nationalitäten-Prinzips abgerundet werden sollten, stößt in der Doppelmonarchie auf denselben Widerstand. Die Türkei hat dagegen keine Ursache, sich zu beschweren, sie soll weder geteilt noch mit Bußen belegt werden, nur soll allen nicht-osmanischen Völkern Sicherheit gewährleistet werden, was angesichts der armenischen Greuel sicherlich eine gerechte Forderung ist. Die Frage ist nun, wie sich Deutschland und Oesterreich schließlich zu den Friedensvorschlägen stellen werden. Bittere und heftige Angriffe wurden auf die durch alle Welt hin verbreitete Rede von deutschen Blättern und Staatsmännern gemacht, aber es sind auch besonnene Stimmen laut geworden. Möchten doch den Völkern die weiteren Opfer des Vernichtungskampfes erspart bleiben!

Wilson's 14 Friedensbedingungen.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on January 25, 1918, as required by the Act of October 6, 1917.

„Das Programm des Weltfriedens“, sagte Herr Wilson in seiner denkwürdigen Kongressrede, „ist unser Programm, und dieses Programm, das einzig mögliche Programm, wie wir es sehen, ist dieses:

1. Offene Friedensverträge, ohne geheime internationale Abmachungen.
2. Absolute Freiheit der Meere im Frieden wie im Kriege, doch mögen sie durch internationale Abmachung gesperrt werden.
3. Beseitigung aller wirtschaftlichen Schranken und Einführung gleichmäßiger Handelsbedingungen unter den Völkern, welche dem Frieden zustimmen und sich zu dessen Erhaltung vereinigen.
4. Garantien zur Verminderung der nationalen Rüstungen auf das für die eigene Sicherheit erforderliche niedrigste Maß.
5. Unparteiische Schlichtung aller Kolonialansprüche, fußend

auf dem Grundsatz, daß die beteiligten Völker gleiche Rechte mit den Interessen der Regierer haben.

6. Räumung alles russischen Gebiets und Gelegenheit zu Rußlands politischer Entwicklung.

7. Räumung Belgiens ohne Versuch, die Selbständigkeit des Landes zu beschränken.

8. Alles französische Gebiet soll befreit und wiederhergestellt werden, und Entschädigung für die Wegnahme von Elsaß-Lothringen.

9. Neuregelung der Grenzen Italiens längs klar erkennbarer Grenzen der Nationalität.

10. Freieste Gelegenheit für die autonome Entwicklung der Nationalitäten von Oesterreich-Ungarn.

11. Räumung von Rumänien, Serbien und Montenegro, mit Zugang zu dem Meer für Serbien, und internationale Garantien wirtschaftlicher und politischer Unabhängigkeit und des Gebietsvollbestandes für die Balkanstaaten.

12. Sichere Selbstherrlichkeit für den türkischen Teil vom Osmanischen Reich; aber zugleich soll anderen Nationalitäten unter türkischer Herrschaft Sicherheit des Lebens und der Gelegenheit für selbstverwaltende Entwicklung gesichert sein, und die Dardanellen müssen ständig allen Nationen geöffnet sein.

13. Errichtung eines unabhängigen polnischen Staates, einschließlich der Gebiete, welche von unzweifelhaft polnischer Bevölkerung bewohnt sind, mit freiem Zugang zum Meere und politischer und wirtschaftlicher Unabhängigkeit und Gebietsvollbestand, welcher durch internationalen Vertrag garantiert ist.

14. Allgemeine Verbrüderung von Nationen unter besonderen Verträgen für gegenseitige Garantien politischer Unabhängigkeit und des Gebietsvollbestandes für große und kleine Nationen in gleichem Maße.“

„Für solche Abmachungen und Verträge“, sagte der Präsident am Schluß seiner Rede, „sind wir gewillt zu kämpfen und weiterzukämpfen, bis sie erreicht sind; aber nur weil wir wollen, daß das Recht bleibe, und einen gerechten und beständigen Frieden wünschen.“

„Kohlen-Verordnung“ und Betriebseinstellung.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on January 25, 1918, as required by the Act of October 6, 1917.

Bestürzung verursachte eine Anordnung des Brennstoffmaterialien-Verwalters Garfield, die am 16. Januar wie ein Blitz untermütet kam und bestimmte, daß in den Staaten östlich vom Mississippi in den fünf Tagen vom 18. bis 22. Januar und danach zehn Wochen lang an jedem Montag aller Fabrikbetrieb — von einigen Ausnahmen abgesehen — einzustellen sei. Es ist die drastischste Bestimmung, die bis jetzt von der Regierung erlassen wurde, und trotz einer von allen Seiten kommenden Flut von Protesten und Unwillensäußerungen, auch trotz eines Beschlusses des Bundes senats, der mit 50 gegen 19 Stimmen das Gesetz aus sprach, die Verordnung um fünf Tage aufzuschieben, wurde sie vom Präsidenten und seinem Kohlenverwalter aufrecht erhalten. Sehr gewichtige Gründe müssen demnach die scharfe Maßregel notwendig gemacht haben. Ein Blatt schrieb: „Es ist besser, rechtzeitig einen Chirurgen zu Rate zu ziehen, als später den Coroner holen zu müssen.“ Es handelt sich tatsächlich um einen operativen Eingriff, der für den Augenblick schmerzhaft sein mag, aber doch für das einzige Mittel angesehen wird, das Hilfe schaffen könnte. „Ungünstige Wetterzustände und unzulängliche Kohlenvorräte und Transportmöglichkeiten, um den Anforderungen der Kriegszeit zu entsprechen, haben unverzügliche Einschränkungsmaßnahmen in betreff des Kohlenverbrauchs in dem Teile der Vereinigten Staaten östlich vom Mississippi-Flusse notwendig gemacht“, erklärte Herr Garfield sogleich in seinem Erlaß. Ob die Verordnung wirklich Abhilfe bringt, kann nur die Probe erst lehren; daß sie viel Verwirrung anrichtete und gar manche Betriebe und Millionen Arbeiter schwer trifft, ist nicht zu leugnen, das alles darf aber für eine kriegsführende Nation nicht entscheiden. Es ist in letzter Zeit oft und immer häufiger gesagt worden, dem Volke der Vereinigten Staaten sei es noch gar nicht recht zum Bewußtsein gekommen, daß das Land im Kriege liege. Jetzt wird es dies eher empfinden lernen. Doch in Befolgung der Vorschrift, in bewundernswertem Gehorsam hat sich alsbald wieder einmal der amerikanische Volkssinn offenbart: der weitgehende Unwille richtete sich nicht gegen den Zweck und die Absicht der Verordnung, sondern gegen den plötzlichen, umfassenden und drastischen Schritt, aber ohne Verzögerung wurde in den 28 Staaten allerseits Folge geleistet.

Frauenstimmrecht siegt im Kongreß.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on January 25, 1918, as required by the Act of October 6, 1917.

Nicht aus irgendwelcher Geringschätzung der Frau darf der Gegner des Frauenstimmrechts es ihr vorenthalten wollen, sondern nur aus der Erwägung, daß nach Gottes Ordnung der Dinge die Frau die Hüterin des häuslichen Herdes ist, der nach außen hin seinen Vertreter in dem Manne hat. Nur wer auf die Grundsätze des gottgegebenen Naturrechts sich stützt, wird den Forderungen, wie sie mit dem Frauenstimmrecht sich geltend machen, noch beugen können. Der Liberalismus hat vor der Frauenemancipations-Bewegung die Waffen gestreckt und kann ihr nicht mehr mit Gründen entgegentreten. Noch vor 70 Jahren (1848), als einst die Franzosen die sehr freigeistige Schriftstellerin George Sand (Madame Dudevant) für die Nationalversammlung vorschlugen, war sie es selbst, die dieses Ansinnen entrüstet zurückwies. In der Neuzeit aber haben die Frauen mehr und mehr das Stimmrecht gefordert, vor allem in unserem Lande, obgleich nirgends, wo es ihnen in einzelnen Staaten gewährt worden, die Praxis für seine Ausdehnung spricht. Es darf nicht wundernehmen, daß sich im Abgeordnetenhaus des Kongresses eine Mehrheit zu gunsten der Maßregel fand. Denn das Argument, die Opfer, welche der Krieg den Frauen auferlege, und die Art und Weise, wie sie den Aufgaben gerecht werden, erbringe doch den Beweis, daß sie zur vollsten politischen Gleichheit berechtigt seien, kann nicht von Männern widerlegt werden, die nicht mehr an der göttlichen Naturordnung festhalten. Wer die Gesellschaft auflöst, nur noch Einzelpersonen kennt, der Familie ihre Stelle im Gesamtorganismus nimmt, sie nicht mehr als Grundorgan und Fundament der sozialen Ordnung ansieht, weiß einfach nicht mehr, was er mündfertigen und rebegeordneten Suffragetten noch antworten soll. Wer will die Flut hemmen, wenn die Dämme eingestiegen sind? Schritt für Schritt sind Gesellschaft und Staat dahin gelangt, die Frau von der Familie zu emancipieren, und die Gewährung des Stimmrechts an die Frauen beschleunigt die Auflösung und Atomisierung der Ordnung der Dinge. Was die Folgen dieses Schrittes — den Fall gesetzt, daß die Staaten der Maßregel zustimmen — sein werden, läßt sich nicht absehen. Oft wird die Mehrzahl der Bürgerinnen vom neuen Rechte nicht Gebrauch machen, stets aber werden neben männlichen fortan weibliche Politiker auftreten, und immer, wenn es sich um radikale Maßregeln und Krisen handelt, wird das Frauenvotum sein ausschlaggebendes Gewicht in die Waagschale werfen. Der Heiligkeit des Heims jedoch kann die politische Tätigkeit der Frau nur Schaden bringen.

Zweidrittelmehrheit der Staaten.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on January 25, 1918, as required by the Act of October 6, 1917.

Zweimal nacheinander hat jetzt der Kongreß einem neuen Verfassungszusatz zugestimmt, über Prohibition und über Frauenstimmrecht, die nun beide den Legislaturen aller Staaten zugehen und von einer Zweidrittelmehrheit derselben angenommen werden müssen, ehe sie Rechtskraft erlangen können. Es ist noch lange nicht gewiß, ob beide eine Zweidrittelmehrheit der Staatsgesetzgebungen bekommen werden. Während die Südstaaten besonders der Regier wegen stark für Prohibition eintreten, bedenken sich die Nordstaaten, ob sie eine große Industrie mit Stumpf und Stiel ausrotten sollen; und während die Nordstaaten eher für das Frauenstimmrecht schwärmen, ist es den Südstaaten kaum angenehm, wenn dort die kaffeebraunen Schönen truppweise an den Stimmkasten laufen. Vielleicht liegt da also für beide Landesteile noch zu guter Letzt ein Vergleich in der Luft, weder das eine noch das andere Geschenk der Danaer des Bundeskongresses durch zwei Drittel der Staaten gutzuheißen. Aber die Sache der Zweidrittelmehrheit verdient es, unter die Lupe genommen zu werden. Es blieb einem Missouriier Kongreßmann, dem Demokraten P. D. Decker, vorbehalten, hier Begriffe zu verquicken, die ihm als Advokaten wahrhaft klassisch anstehen als Muster verworfenster Logik.

„Auch ich“, erklärte er, „bin stolz auf die Demokratie und halte den Glauben an die Rechte der Staaten hoch; aber

eins der wichtigsten Staatsrechte war jenes Grundrecht, daß eine Zweidrittelmehrheit der Staaten die Bundesverfassung ändern darf.“ Gerade dasjenige Recht erklärt dieser Volksvertreter für wesentlich und grundlegend, das an sich, wie es einst von den Vätern gedacht war, zweifelsohne eine weiße Vorbeugungsmaßregel sein kann, im Laufe der Zeit in Wirklichkeit aber die höchste Ungerechtigkeit bedeutet. Denn heute kann durch eine Zweidrittelmehrheit der Legislaturen zu himmelschreiender Vergewaltigung der Volksmehrheit Tür und Tor geöffnet werden. Denken wir nur daran, daß Staaten, die insgesamt nicht die Bevölkerung der Städte New York, Chicago, St. Louis und Detroit haben, dadurch instand gesetzt werden, dem ganzen Lande ihren Willen aufzuzwingen. Und das will man „Grundrecht“ nennen? Sodann, was hat dieses „Recht“ — d. h. diese Abstimmungsvorschrift der Bundesverfassung, die man einst für heilsam besonders für den Fall ansah, wenn zu befürchten stünde, man möge durch allerlei Veränderungsvorschläge an der Konstitution selbst zu rütteln versuchen — was hat sie mit dem Sonderrechte der Staaten zu tun, das ihnen die Erledigung ihrer eigenen Staatsangelegenheiten zuspricht und absolut nicht daran denkt, auch Bürgern anderer Staaten etwas vorzuschreiben? Das ist Ueberzeugungslogik nach dem Worte: „Ubi bene, ibi patria“ — „Wo die Weine, da das Vaterland!“

Lebensmittelversorgung der Großstädte.

Die knapperen Zufuhren von Lebensmitteln, ganz besonders auch von Kohlen, haben in diesem harten Winter die amerikanischen Großstädte des öftern in schwere Bedrängnis gebracht. Die Behörden waren trotz alles guten Willens nicht immer imstande, dem Uebel flugs abzuwehren. Damit ist ein Verwaltungsnachteil offenbar geworden, wie er in europäischen Großstädten nicht besteht. Dort können die Transportverhältnisse unter gleichen Bedingungen gar nicht so akut werden. In europäischen Großstädten hat man municipale Marktanlagen, und man hat überdies die Zufuhren dadurch erheblich erleichtert, daß diese Märkte, die größeren wenigstens, direkte Bahnverbindung erhielten. Die Stadt selbst besorgt viel von allem Bedarf der Bürger, und ganze Züge laufen Tag für Tag mit Produkten in diese Hallen ein, wodurch schnell und sicher die für den Bedarf ausreichende Menge von Lebensmitteln zur Verteilung kommt. Zwar haben amerikanische Städte, besonders in letzter Zeit, ja auch städtische Märkte, aber sie liegen nicht nur meist weit auseinander, sondern werden auch vor allem weder schnell und regelmäßig versorgt noch behördlich mit Bedarf versehen. Zudem ist das Kommissionswesen dort ganz anders geregelt als hier; gar manche Städte besitzen sogar eigene Ländereien in nächster Nähe, wodurch der Markt mit versorgt und der Marktpreis mit bestimmt wird. Die Schwierigkeiten, unsere Großstädte täglich mit den nötigen Nahrungsmitteln und Lebensbedürfnissen zu versehen, haben in diesem Winter deutlich gezeigt, wie heilsam ein vollständig geregeltes System für sie sein würde.

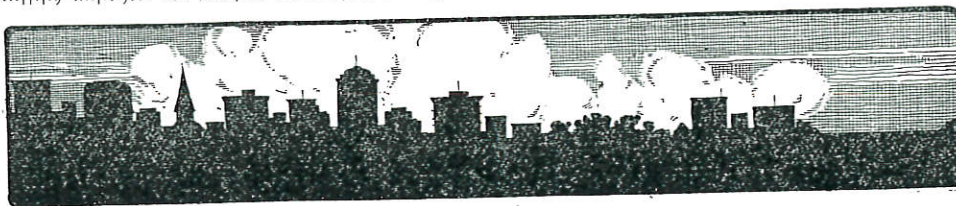
Zunahme der Millionäre.

Insgesamt 355,107 Personen unseres Landes haben im letzten Jahre Einkommensteuer bezahlt. Darunter gab es 47,461 unverheiratete Männer, 26,833 ledige Frauen und 7,635 verheiratete Frauen, die in eigenem Namen Einkommen zu versteuern hatten. Aus dem Bericht des Bundesfinanzamts ergibt sich aber ferner, daß die Zahl unserer Millionäre in einem einzigen Jahre um 7,925 zugenommen hat und auf insgesamt 22,696 angeschwollen ist. Am Ende des Jahres 1915 standen nur 14,771 Millionäre in den Listen des Steuerkommissärs. Auch die Zahl der Multimillionäre ist im letzten Jahre beträchtlich gestiegen. Es gibt heute in unserem Lande 9 reiche Leute, deren Vermögen sich auf \$100,000,000 und darüber beläuft, 14, deren Einkommen \$4, bis \$5,000,000 beträgt, und 34, die mit einem Einkommen von \$2, bis \$3,000,000 gebucht sind. Im ganzen gibt es 3,733 Personen, deren Einkommen über \$1,000,000 hinausgeht. Sind das gesunde Zustände? Hat Reichtum nicht immer noch mehr begehrt? Mit großem Reichtum ist

stets große Armut Hand in Hand gegangen, bei mäßigem Wohlstande aber ist ein Volk stets am besten gebie-

hen.

W.



Die neue Republik Finnland.

Als die erste Republik ist mit dem neuen Jahre Finnland aus dem großen Weltkriege hervorgegangen. Das nordische Land scheint den rechten (psychologischen) Moment abgewartet zu haben, seine vor kurzem ans Ruder gelangte selbständige republikanische Regierung hatte sich flugs unter Zustimmung der neuen russischen Volksregierung mit dem Verlangen um Anerkennung an die Großmächte beider Seiten gewandt, und ohne Zögern ist die junge Demokratie erst von Frankreich, gleich darauf von Deutschland und Schweden amtlich anerkannt worden.

Fast ein Jahrtausend lang ist Finnland der Zankapfel zwischen den beiden nordischen Mächten, Schweden und Rußland, gewesen, die um die Vorherrschaft über den größeren, östlichen Teil der Ostsee, besonders den Bottnischen und den Finnischen Meerbusen, gerungen haben. In drei Kreuzzügen trug zuerst Schweden (1157, 1249 und 1293) seine siegreichen Waffen über finnisches Gebiet bis vor die Tore Rußlands. Im Jahre 1362 wurde Finnland den übrigen Provinzen Schwedens gleichgestellt. Kein Jahrhundert dauernden Friedens sah das Land seitdem. Die Grenzen zwischen den beiden Nebenbuhlern, Rußland und Schweden, verschoben sich, je nach dem Erfolg der Waffen und der Diplomatenkünste. Der letzte große Waffengang, 1809, schien endlich das Schicksal Finnlands für immer zu besiegeln: Rußland ging als Sieger hervor und nahm vom ganzen Lande Besitz.

Finnland ist fast so groß wie unser Staat Montana, es umfaßt 144,255 Quadratmeilen, hat eine Länge von 750

Meilen von Norden nach Süden und eine Durchschnittsbreite von 185 Meilen, etwa ein Drittel seines Gebietes aber sind Sümpfe und Seen. Das Volk, das seit Urzeiten dieses von 1,000 — genauer 10,000 — Seen durchfurchte Land bebaut, gehört dem großen finnisch-ugrischen Volksstamme an, der auf seinen Wanderungen über die osteuropäische Tiefebene vom Ob und Ural bis zu den Ufern der Donau eine Reihe von Einzelstämmen absplitterte, die noch heute unter verschiedenen Namen (Ostjaken, Wogulen, Schryänen, Wotjaken, Mordwinen, Tscheremissen u. a.), in dem ungeheuren Gebiete des russischen Reiches verstreut, ihre Sprache und vielfach auch ihre völkische Eigenart bewahrt haben. Daß der nördlichste Zweig dieser großen Familie, die Finnen, auch zu einem politischen und kulturellen Volksbewußtsein heranreife, verdankt er vor allem dem Umstande, daß es ihm allein vergönnt war, durch die Verbindung mit Schweden mit Westeuropa in Verbindung zu kommen. Schweden brachte dem Lande die ersten Grundbedingungen des Fortschritts: das lutherische Bekenntnis, die Volksfreiheit und die gesetzliche Ordnung. Noch heute ist fast ganz Finnland mit seiner Bevölkerung von etwa 3,000,000 Seelen der lutherischen Lehre zugetan; die griechische und die katholische Kirche haben nur wenig Anhänger. Seit 1335 kennt das Volk weder Sklaverei noch Leibeigenschaft, und das Gefühl der Treue zum Mut-

terlande war ihm so tief ins Blut gedrungen, daß es wiederholt (1520, 1562, 1742, 1788) einstimmig und mit Unwillen die Versuchung eines Abfalls von sich wies.

Als Finnland 1809 vom Mutterlande, Schweden, getrennt und dem russischen Reiche einverleibt wurde, sah es sich plötzlich vor eine ebenso schwierige wie ungewohnte Aufgabe gestellt: sein Schicksal in die eigene Hand nehmen zu müssen. Unter welchen Umständen und in welcher Weise es dieser Aufgabe gerecht wurde, kann hier nur in wenigen allgemeinen Zügen angedeutet werden. Daß dies überhaupt möglich war, verdankt es in erster Linie der politischen Tat Alexanders I., der, um Finnland „in die Reihe der Nationen zu erheben“, die Verfassung Schwedens als für Finnland weiter geltend sanktionierte und das Land für einen autonomen Staat erklärte. Unter dem Schutze dieser Autonomie hat das Land im Verlauf des 19. Jahrhunderts einen großen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung erlebt, besonders in der zweiten Hälfte. Schon seinem autokratischen Nachfolger Nikolaus I. erschien freilich der bloße Gedanke an eine Volksvertretung als eine Erschütterung der Grundfesten des Staates, aber um so mehr begann mit dem

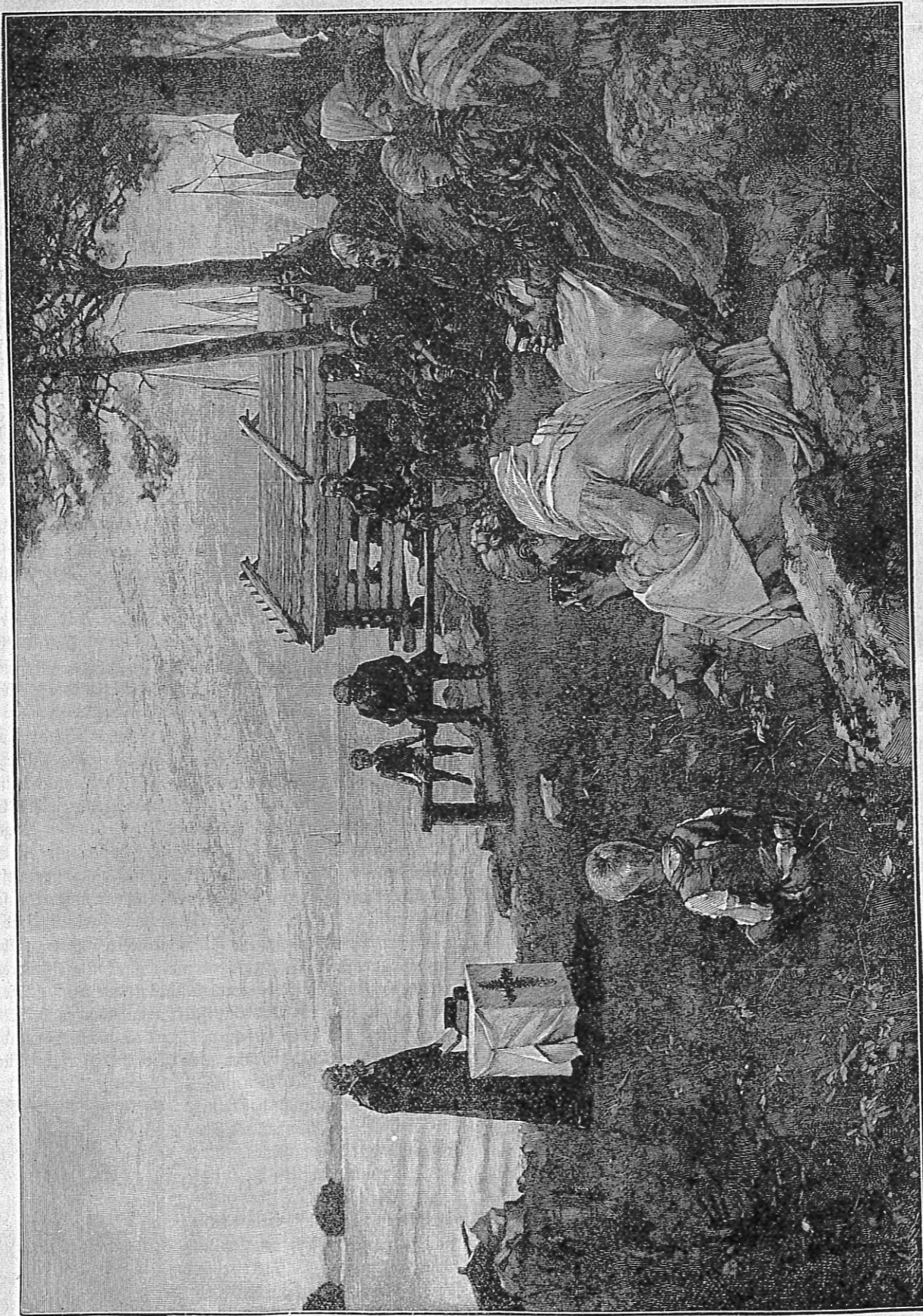
Regierungsantritt Alexanders II. die eigentliche konstitutionelle Wiedergeburt Finnlands. Im Jahre 1863 wurde die Volksvertretung nach halbhundertjährigem Schlummer wieder berufen, und nun betrat Finnland den Weg der großen Reformen. Die Entwicklung, die es im Verlauf der darauf folgenden Jahrzehnte auf politi-



Schlittenpartie in Finnland.

ischem, kulturellem und wirtschaftlichem Gebiete durchgemacht hat, ist staunenswert. Politisch konnte es sich nun ungestört dem weiteren Ausbau der ihm gewährten Verfassung widmen. Kulturell schwang es sich binnen kurzem auf die Höhe westeuropäischer Bildung, und zwar nicht nur in Wissenschaft und Kunst, sondern auch vor allem im Volksschulwesen. Handel und Schifffahrt, die rasch aufblühten, trugen Wohlstand und Unternehmungsgeist ins Land und riefen neue Industriezweige ins Leben, die in den natürlichen Hilfsquellen des Landes, den zahllosen Stromschnellen und jungfräulichen Wäldern, einen schier unerschöpflichen Reichtum an Kraft und Rohstoffen fanden. Nirgend anderswo in der Geschichte findet sich ein so augenfälliges Beispiel dafür, wie die Kräfte eines Volkes, sobald ihm die Tore zu selbsttätigem Wirken geöffnet werden, sich in überraschender Weise entfalten und Werke des Friedens und der Wohlfahrt in ungeahnter Fülle zeitigen.

Bei seiner Thronbesteigung im Jahre 1894 versprach Zar Nikolaus II. in seinem Regentengelübde, wie seine vier Vorgänger, die unbeeinträchtigte Aufrechterhaltung der finnischen Staatsverfassung; und einige Jahre hindurch wurde dieses Versprechen auch gehalten. Im Sommer 1898 kam dann plötzlich der Wechsel; und am Anfang des Jahres 1899 wurde der finnische Landtag einberufen, um eine russische Vorlage über



Ein Gottesdienst im Freien am Strande in Finnland.



Finnländische Kinder.

die Wehrpflichtfrage zu beraten. Ungefähr um dieselbe Zeit wurde der durch seine energische Russifizierung der Ostseeprovinzen bekannte General Bobrikow zum Generalgouverneur von Finnland ernannt. Die neue Vorlage hatte den Zweck, finnische Bürger im russischen Heere dienstpflchtig zu machen, also den Verband der finnischen Truppen aufzulösen. Die Stände wiesen die Vorlage zurück. Die Folge war eine Diktatorvollmacht für Bobrikow, der nun zu Verbannungen, Hausdurchsuchungen, ungesetzlichen Entlassungen finnischer Richter und anderer Beamten, zu Verhaftungen und Ähnlichem schritt.

Durch das 1899 erlassene Februarmanifest bestimmte die Reichsregierung, daß Finnlands Gesetzgebung in der Hauptsache russischen Behörden übertragen werde. Vergebens bemühten sich finnische Patrioten, bemühte sich die aus 500 Vertretern der Gemeinden Finnlands bestehende „Große Deputation“, Audienz beim Zaren zu erhalten, um ihn über die Lage aufzuklären und ihn zu bitten, das erlassene Manifest mit Finnlands Grundgesetzen in Übereinstimmung zu bringen. Bobrikow erhielt eine Stütze an dem Minister des Inneren, Plehwe, der zum Ministerialsekretär für Finnland und zum Kanzler der Helsingforscher Universität ernannt wurde. Jetzt erließ man strenge Zensurbestimmungen für die Presse, unterdrückte mehrere Zeitungen, führte die russische Sprache in die Schulen und Staatsverwaltung ein, beseitigte die Stände ganz Finnlands auf vier Jahre, wodurch Bobrikow Alleinherrscher wurde, verletzte das Briefgeheimnis, setzte einen politischen Zensurausschuß ein und vermehrte die Spionage im Lande, der man ein schmachliches Denunziantensystem angliederte. Die von vielen Gelehrten und

Schriftstellern Europas an den Zaren gerichtete Adresse, die ihm 1901 von einer internationalen Deputation überreicht werden sollte, wurde nicht angenommen. Am 12. Juni 1901 kam ein neues Wehrpflichtgesetz, das die finnische Armee auflöste und die Einführung des russischen Wehrpflichtsystems in Finnland verfügte.

Da brach anfangs Februar 1904 der Krieg gegen Japan aus. Sein für Rußland unglücklicher Ausgang bewirkte auf kurze Zeit einen Wechsel der finnischen Politik. Im Juni 1904 fiel Bobrikow durch Schaumanns Kugel, und einen Monat später wurde Plehwe ermordet. Der neue Generalgouverneur, Obolenski, gestattete der Presse einige Redefreiheit. Gegen Ende des Jahres 1904 wurden, noch während des Krieges, die Stände zur Tagung berufen. Bei den Landtagswahlen vereinigten sich die schwedische Partei und die jung-finnische zu einer „konstitutionellen“ Partei, die nun die einst von Bobrikow begünstigte Partei der Alt-Fennomannen in der Abstimmung besiegte. Die russischen Revolutionäre verbündeten sich hierauf mit der Arbeiterpartei in Finnland, und im Oktober 1905 schlossen sich dem russischen Generalstreik die Arbeiter in Finnland an. Alle Konstitutionellen unterstützten ihn. Eine Woche lang hatten sie in Helsingfors, Tammerfors und anderswo die Macht, und fast überall waren die Behörden gelähmt. Generalgouverneur und Senat baten um die Entlassung aus ihren Ämtern. Eine Delegation der konstitutionellen Landtagsabgeordneten tagte in Helsingfors und setzte eine Beschwerdeschrift an den Zaren auf, der am 4. November 1905 die finnischen Hauptforderungen zugestand. Die Reichsregierung gab, unter dem Drucke der äußeren und inneren Wirren, nach, hob einige ungesetzmäßige Bestimmungen in Finnland auf, und Rußland selbst bekam nun die erste Duma mit freisinniger Mehrheit.

Raum aber war die Revolution in Rußland in Blut erstrickt und der Friede mit Japan geschlossen, da konnte man wieder gegen Finnland vorgehen, und es geschah mit der ganzen unerbittlichen Strenge der Zarenregierung. Als auf Anregung Stolypins 1910 eine neue Vorlage über Finnland in der Duma erörtert wurde, sprach die Linke dagegen, weil das Gesetz die Verfassung Finnlands gefährde. Ein berühmter Abgeordneter betonte, daß in dieser Vernichtung der finnischen Selbständigkeit eine furchtbare Drohung gegen die junge russische Konstitution liege. Ein Führer der Sozialdemokraten sagte: „Der russische Bauer verlangt Boden und Freiheit; und wir geben ihm eine Vorlage, die Finnlands Verfassung aufhebt.“ Als die Opposition lästig zu werden begann, sollte die Beratung beschleunigt und die Rednerzahl beschränkt werden. „Die Regierung hat zum Warten keine Zeit; denn Warten heißt Verlieren,“ sagte Stolypin in seinem Appell an die Rechte und das Centrum. Nur 199 Stimmen aber (gegen 116) waren für die Erdrosselung der Debatte; und es machte tiefen Eindruck, daß einige der bedeutendsten Männer des Centrums zu den 116 gehörten. Nach der Abstimmung verließ die sozialdemokratische Gruppe den Sitzungssaal, nachdem sie erklärt hatte, nicht anwesend sein zu wollen, wenn die russische Volksvertretung sich an Finnlands gesetzlichen Rechten vergreife. Jetzt tat die Duma einen Schritt, wie er kaum in einer andern Volksvertretung möglich gewesen wäre: die Hauptforderung

W. v. Plehwe,
russischer Minister.

der Vorlage, die das Verzeichnis der dem finnischen Landtage zu entziehenden Reichsangelegenheiten enthielt, durfte nicht in ihren Einzelheiten erörtert werden. Als die Vorlage, nach summarischer Behandlung im Ausschuß, angenommen war, jubelte eine Stimme in der Duma: „Finis Finlandiae!“ Der Abgeordnete wußte nicht, wie zäh die Finnen an dem Worte eines ihrer größten Dichter hängen: „Noch einmal wird uns Tag!“

Wohl niemand, weder in Finnland noch in Rußland, noch gar in der übrigen Welt, wird gahnt haben, daß dieser Tag für das finnische Volk so schnell kommen werde. In das neue Jahr 1918 ist Finnland, amtlich anerkannt von den Mächten, als eine neue selbständige Republik eingetreten — die erste fertige Kriegsfrucht. w.



Auf der Renttierjagd in Nord-Finnland.



Wilde Wogen.



Eine Erzählung aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges von Ernst Ebers.

2. Fortsetzung.

5. Wer Vergangenes betrach't, Gegenwärtiges hält in acht,
Zukünftiges ermessen kann, ist gewiß ein weiser Mann.

Ueber die weite Ebene schaut der Hof der Wiebke Eblefs in Letenbüll. Die wallenden Aehrenfelder rings um das stolze Gebäude zeugen von fruchtbaren Aedern und von guter Wirtschaft. Wenn der Weizen zur Erntezeit die goldigen Aehren beugt, dann sind die Halme so stark, daß der alte Knecht wohl scherzend sagen konnte: „Der Hase findet keinen Weg unter den Aehren hindurch, aber drüberhin mag er tanzen; das wallende Gefilde trägt ihn.“

Wiebke Eblefs ist auch ein reifer Halm; das Haupt hat sie gebeugt; das Haupt ist voll guter Gedanken, und die klugen, hellen Augen haben allzeit gerne hinübergeschaut zur großen Ewigkeit. Das alte, liebe Bibelbuch hat die Wiebke von ihrem seligen Großvater geerbt, der den Doktor Luther in Wittenberg gesehen hat, auch unter seiner Kanzel gefessen und an seinem Tische gespeist hat. Derselbe hat dazumal das teure Buch selber aus dem Sachsenlande mitgebracht. Auf seinen Knien hat er die Wiebke das Lesen gelehrt und hat ihr die heiße Liebe zu dem großen silberbeschlagenen Buche eingeflüßt. Das Bibelbuch hat allzeit den Ehrenplatz oben auf dem Sims in der Wohnstube innegehabt, und alle Morgen hat die Alte es mit eigener Hand herniebergenommen, und alle Abend hat sie es herniebergenommen, hat's auf den Tisch gelegt, hat ein Kreuz darüber geschlagen und gesprochen: „Das walte Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist!“ und hat den Thron den Morgens Segen gehalten und den Abends Segen.

Seit länger als dreißig Jahren ist die Wiebke Eblefs eine Witwe gewesen, und da ihr der treue Gott, der sie sonst mit allen irdischen und mit himmlischen Gütern reich gesegnet hat, keine Kinder beschert hatte, so war sie es gewohnt geworden, selber zu raten und zu taten. Wenn aber die Stürme mächtig über den Hof brausten, dann legte sie die alte Bibel auf den Tisch und legte zu der Bibel das Psalmbuch, welches einst der Vater vom Husumer Markt mitgebracht hatte und welches all die herrlichen Lieder der Wittenberger Nachtigall

enthielt. Ei, wie wußte dann die Alte es in die Herzen hineinzubeten, das alte liebe Lutherlied:

Gott der Vater wohn' uns bei
Und laß' uns nicht verderben,
Mach' uns aller Sünden frei
Und helf' uns selig sterben.
Vor dem Teufel uns bewahr',
Halt' uns bei festem Glauben
Und auf dich laß uns bauen,
Aus Herzensgrund vertrauen,
Dir uns lassen ganz und gar,
Mit allen rechten Christen
Entfliehen Teufels Listen,
Mit Waffen Gott's uns rüsten.
Amen, Amen, das sei wahr,
So singen wir Halleluja.

Die Mutter Wiebke lebte im Gotteswort und im Lutherwort. Aber in den letzten Jahren war ihr Auge dunkel geworden, und wenn sie auch alle die Kernsprüche, die in ihrer Bibel angestrichen waren, als goldene Kleinodien in ihrem Herzen trug, so war es ihr doch bitter leid, daß sie das Lebensbuch nicht mehr selber lesen konnte, und daß sie niemanden hatte, der des Lesens so weit kundig gewesen wäre, daß er auf dem Hofe den Morgens- und Abends Segen hätte halten können.

Die Kriegstürme hatte die Wiebke Eblefs über den Hof und die Landschaft brausen sehen, aber sie hatte den Stürmen getrotzt wie die Esche dem brausenden Nordwestwinde. „Ei,“ pflegte sie zu sagen, „hat nicht mein seliger Großvater mich den Spruch gelehrt, den er selber aus Wittenberg von dem großen Gottesmann mitgebracht hat:

Morgens lobe deinen Gott,
Mittags iß in Fried' dein Brot,
Abends denk' an deinen Tod,
Nachts verschlafe deine Not!“

Nach den Kriegstürmen war die wilde Wassersflut gekommen. Das Meer hatte sich auch ins reiche Eiderstedter Land die Bahn gebrochen und hatte die Ebene überflutet, daß nur hie und da eine hohe Werft aus den Wogen herauschaute. Im

Kirchspiel Tetenbüll waren 505 Menschen in den Fluten umgekommen, und 125 Häuser waren eingestürzt, aber der Hof der Wiebke Edleß lag mitten im Lande, so daß die Wucht der Wogen wenigstens teilweise gebrochen war, bevor sie an das Gebäude stießen, und das Gebäude war von dem Vater der Wiebke ganz neu und gar fest gebaut, so daß es dem Sturme und den Wogen standhielt und auch nicht einen Riß in seiner Mauer noch einen Schaden an seinem Dache davongetragen hatte.

Aber das alte Herz der Bäuerin trug sehr schwer an dem allgemeinen Elend, und es schien, als ob der Mut der Wiebke, der bisher allem Wetter getrotzt hatte, jetzt gebrochen sei. Oft saß die liebe Alte stundenlang über dem Bibelbuche und versuchte mit den halbblinden Augen noch etliche Worte zu entziffern, aber dann fielen die Tränen ins Buch hinein, und die Wiebke weinte eine Weile und wußte selbst kaum, daß sie weinte. Wenn die Großmagd scheltend die Stimme erhob und hinwies auf die Bibelworte und auf die Luthersprüche voll Glauben und Gottvertrauen, welche einst die Herrin selber sie gelehrt habe, und welche ihr ein starker Stab auch in wilden Wogen gewesen seien, dann nickte die Wiebke mit dem Kopfe und sagte:

„Ja, ja, Kathrin, es ist das Menschenherz ein trozig und verzagtes Ding; es troget, wenn es verzagen müßte, und es verzagt, wenn es freudig trogen könnte. Ei ja, Kathrin, wir haben es wohl erfahren in dieser lehtbetäubten Zeit, daß der Name des Herrn ein festes Schloß ist. Der Gerechte läuft dahin und wird beschirmet, und wer den Herrn fürchtet, der hat eine sichere Festung. Ja, ja, Kathrin, ich weiß es wohl, daß der alte Gott noch alleweil lebt, und daß er das Steuer nicht aus der Hand gelassen hat, und daß wir unter seiner Führung auch durch empörte Wellen sicher fahren können, aber Kathrin, wenn ein Weib bergauf pilgert und höher und immer höher kommt, und wenn der Weg steil wird, daß hier ein lieber Genosse zurückbleibt und dort einer, dann trägt man zuletzt sehr schwer daran, wenn man denjenigen nicht mehr an der Seite hat, der uns ein lieber Wandergenosse und ein Stab sein sollte über die letzte steile Höhe. Ja, Kathrin, daß der Bahne Steffens, der liebe Bub, an dessen Herz sich diese zitternde Hand geklammert hatte, daß er hat in den Wogen umkommen müssen, das ist mir ein schweres Herzeleid gewesen; und daß nun mein Schwesterkind drüben auf der Insel Nordstrand um das tägliche Brot ringen muß, da sein Hab und Gut in der See begraben liegt, das ist mir ein bitterer Schmerz. Einmal schon sandte ich Meldung hinüber zum Peter Steffens, daß er kommen und ein Kind in meinem Hause sein und mir die dunklen Tage meines Alters mit seiner verständigen Rede helle machen möge; aber er meinte, daß er dem Meere wieder abringen müsse, was das Meer ihm genommen habe, und hat aus den Trümmern des Westerhofes sich eine Hütte erbaut und wohnt darin mit den Seinen und hat's versucht, den Deich also wieder aufzuführen, daß wenigstens ein Teil seiner fruchtbaren Acker gerettet würde. Aber sie haben mir gesagt, daß es verlorene Mühe sei, den Deich über den Westerhof ziehen zu wollen. Ueberdies tut es mir wehe, daß der Peter Steffens meint, daß er von meiner Gnade leben solle, wenn er mir die alten Augen helle macht. Als ob er, wenn er meinen Hof übernimmt, mir nicht mehr gäbe, als ich ihm gebe!“

„Hört, Herrin,“ sagte die Kathrin, „es ist gut, wenn der Mund es einmal deutlich ausspricht, was das Herz meint, und woran es krankt. Nun weiß ich alles und werde nun, wenn Ihr's gestatten wollt, zum alten Ivert Jens an den Außenbeich gehen. Sein Boot ist fest gebaut, und seine Hand ist sicher. Er wird mich nach Nordstrand zum Westerhof hinüberführen, und

wenn der Herr Gnade zu meiner Reise gibt, dann bringe ich den Peter Steffens mitsamt den Seinen auf den Hof, daß Eure trüben Augen wieder helle werden.“

Die Wiebke Edleß hat mit dem Kopfe genickt und hat der Rede ihrer Magd aus vollem Herzen zugestimmt.

Die Magd aber ist hinübergefahren und hat dem Peter Steffens die Sache vorgestellt. Der starke Mann ist heraustrgetreten vor die Thür seiner Hütte, hat seinen wallenden Bart auf die Brust sinken lassen, ist mit der Hand übers Auge gefahren und hat noch einmal hinübergeblickt zu der Verwüstung des Landes, die noch allenthalben sichtbar war, obwohl fast ein Jahr dahingezogen war seit der Nacht der großen Flut. Dann hat er sein Weib an die Hand gefaßt und hat gesagt:

„Mutter, nun stehe ich hier an des Landes Grenze, wie einst Abraham stand auf seiner Feldmark, und mir ist's, als hörte ich meines Gottes Stimme, wie einst der Erzbater sie hörte; und die Stimme spricht gerad' wie damals: ‚Gehe aus deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will.‘ Wie das Schiff im Hafen vom starken Anker gehalten wird, so ist der Inselbewohner mit seiner Insel verbunden wie mit starkem Anker. Ich verstehe es jetzt, warum meinem Bahne das Auge feucht wurde, wenn es hinüberschaute zum Deiche des Festlandes. Nun ruht mein Kind am Herzen seines Heilandes und hat kein Heimweh und keine weinenden Augen mehr; die junge Pflanze wollte ich aufs Festland verpflanzen, nun aber muß ich selber die Wurzel in einen andern Grund schlagen. Ich fühle es, daß der starke Stamm bei solchem Verpflanzen leiden wird; aber ich sehe Gottes Finger hinüberweisen, ich höre Gottes Stimme rufen. Ja, mein Weib, wir wollen hinüberziehen. Ach, daß ich meines Sohnes Grab nicht gefunden, daß ich sein todesbleiches Antlitz nicht gesehen habe, das macht mir das Scheiden von der Scholle, darauf er mit mir gelebt hat, doppelt schwer. Aber wenn Gott winkt, dann muß der Mensch folgen.“

Die Kathrin und der Ivert Jens blieben mit dem Boote noch zwei Tage an der Insel liegen. Die Familie vom Westerhof nahm Abschied von Freunden und Nachbarn. Heinz Schwenneßen kam mit seinen Knechten herüber und half seinem Freunde die wenigen Habseligkeiten des einst so reichen Westerhofes ins Boot tragen, und hinaus ging's in die wogende See. Vor ihnen lag im lichten Sonnenschein der Tetenbüller Deich, hinter ihnen lag die zerrissene Insel; sie aber saßen im Boote unter dem schwellenden Segel und weinten.

Auf dem großen Hofe im Tetenbüller Kirchenkoog ist ein neues Leben eingezogen. Den Kindern, deren Augen bisher nie über die Insel hinausgeblickt hatten, ging eine neue Welt auf. Wie waren im Garten des Tetenbüller Hofes die Bäume so groß, so groß schier wie ein Kirchturm! Und wie wuchsen sie so gerade in die Höhe, während sie drüben auf der Insel, sonderlich an der Westseite, nicht viel höher wuchsen als eines Mannes Haupt und sich allzumal vor dem scharfen Westwind nach Südost gebeugt hatten. Wie war hier die Welt so weit — so weit, daß das Erdreich schier ohne Ende sich auszudehnen schien! Nach Osten hinüber lag Land und immer Land, ohne daß das Auge jemals das Meer hätte erspähen können. Anders als auf der Insel war hier die Kleidung der Menschen, und anders war ihre Rede. Ja, eine ganz neue Welt ging hier ihren Augen auf: während drüben von den wilden Meereswogen geredet wurde vom Morgen bis zum Abend, mischte sich hier in die Rede der Nachbarn die Kunde von jenen wilden Wogen, welche noch unaufhörlich die deutschen Gaue durchbrausten.

Das kaiserliche Heer hatte Regensburg eingenommen. Die

Kaiserlichen hatten die Schweden im September 1634 bei Nördlingen aufs Haupt geschlagen. Der Feldherr der Evangelischen, Bernhard von Weimar, war verwundet, und ihr General Horn war gefangen genommen. Der schwedische Kanzler Oxenstierna, der die Sache der Protestanten in Deutschland führte, hatte eine schlaflose Nacht. Furcht und Schrecken war den Evangelischen ins Herz gefahren, während die Katholiken das Haupt im Uebermuth erhoben hatten. Besonders in Württemberg gingen die Kaiserlichen mit voller Strenge und mit aller Grausamkeit vor. In Süddeutschland lobte die Kriegsfackel in hellen Flammen auf, aber während bisher die Führung des Krieges in einer Hand gelegen hatte, erhoben sich jetzt hin und her in deutschen Landen die einzelnen selbstständigen Heerführer, kriegten und siegten, plünderten und raubten auf eigene Hand, schickten ihre Scharen bald nach Nord, bald nach Süd und brandschatzten, wo noch etwas zu holen war. Aber wo war noch etwas zu holen? Hier lag ein Dorf in Trümmern, und die Bewohner hatten ihre Erdhütten im nahen Walde aufgeschlagen, und dort war ein Städtchen ausgestorben, Mord und Pest hatten darin gehaust; auf den grünbewachsenen Straßen saß wohl in Lumpen gehüllt eine Greisin und hatte die Enkelin auf dem Schoße, und dort am Stadttor hüteten zwei Greise die Säue. Diese beiden Paare waren die einzigen Menschenkinder, welche von den tausend Einwohnern des Städtchens übrig geblieben waren.

Ein Jahr um das andere ist dahingegangen. Im Holstenlande und jenseits der Eider, wo die grünen Triften der reichen, fruchtbaren Marsch die stattlichen Rinder nährten, waren die Wunden, welche der Krieg dem Lande geschlagen hatte, vernarbt; aber die Kunde von den Greueln der Verwüstung drang auch in die Nordmark, und dann und wann kam ein versprengter Haufe wie eine wilde Jagd über die Flur und nahm mit, was ihm just vor der Hand lag; so wußte man, daß der heiß ersehnte Friede noch immer nicht da sei.

Im Gasthaus an der Kirche zu Tetenhüll saßen Anno 1638 die Bauern beisammen. Sie redeten von dem Bündnis, welches der große Feldherr Bernhard von Weimar mit dem Könige von Frankreich sollte gemacht haben. Darüber schüttelten die treuen, braven Männer der Nordmark gewaltig den Kopf und erachteten es für eine Schande, daß deutsche Fürsten die Hand des schlaunen, Ländergierigen französischen Ministers Richelieu ergriffen hätten.

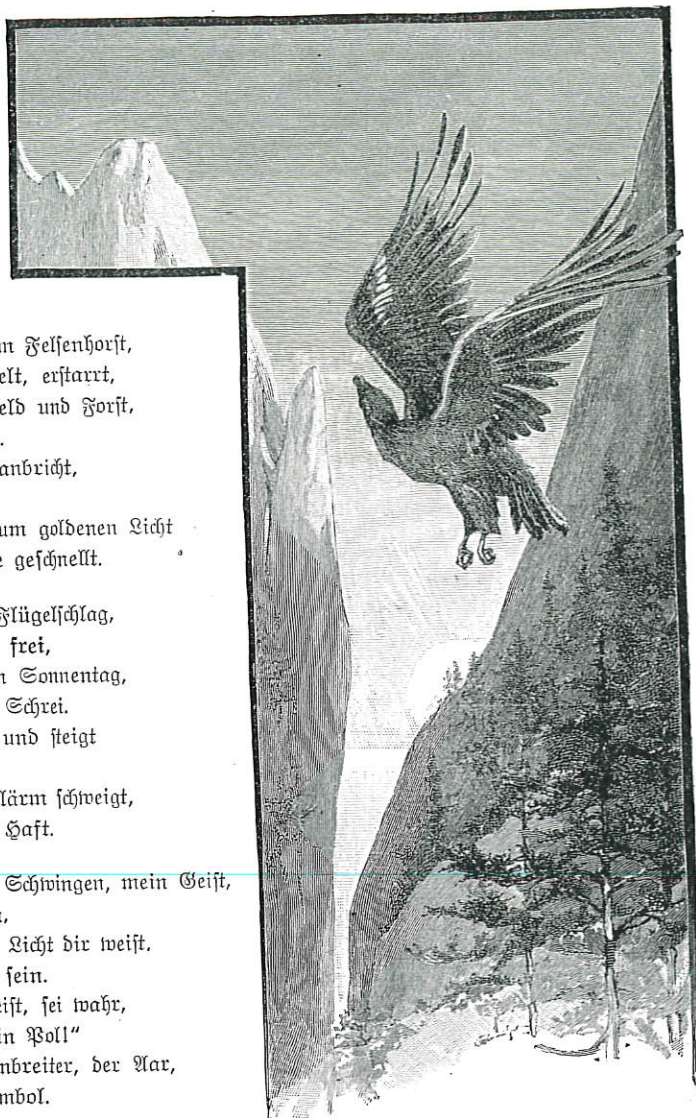
Der Adler.

Für die „Abendschule“
von
Wilhelm Benignus.

Auf der Klippe sitzt er, beim Felsenhorst,
Wie aus Stein gemeißelt, erstarrt,
Tief unter ihm dunkel noch Feld und Forst.
Auf die Sonne er stille harret.
Und wie der erste Schimmer anbricht,
Die Gipfel der Berge erhellt,
Da schwingt er sich freudig zum goldenen Licht
Wie ein Pfeil von der Sehne geschneilt.

Er hebt sich mit mächtigem Flügelschlag,
Von den Banden des Bodens frei,
In den Morgenschein, in den Sonnentag,
Laut tönt und klingend sein Schrei.
In kühner Spirale steigt er und steigt
Empor mit siegender Kraft,
In Aetherhöhen, wo der Erdlärm schweigt,
Stolz schwebt er, entlöst der Haft.

Gleich dem Adler breite die Schwingen, mein Geist,
Und heb' dich zu Höhen rein.
Die vor dir schimmernd das Licht dir weist.
Dann erst wirst du glücklich sein.
„Sei kühn, zielsuchender Geist, sei wahr,
Und Gott sei dein Licht, dein Boll!“
Das sagt dir der Schwingenbreiter, der Nar,
Des gläubigen Herzens Symbol.



Peter Steffens stimmte solcher Rede nicht zu und sagte in ernstem Tone: „Wohl ist's eine Schmach fürs arme deutsche Vaterland, daß von Nord und Süd und West die Fremden kommen, um seine Gaue zu durchziehen und seine Häuser auszulündern; aber ob ein deutscher Fürst unrecht tue, wenn er die Hand ergreift, die ihm und den bedrängten Glaubensbrüdern Hilfe und Rettung bringen will, darüber dürfen wir hier an der Nordgrenze uns kein Urtheil erlauben. Ist nicht der große Schwedenkönig auch von drüben herübergekommen und hat doch unsern Glauben schützen wollen, da kein Fürst im Reiche war, der dem Kaiser hätte mit Macht entgegengetreten können?“

„Ja, ja,“ sagte Marten Peters, „ich meine auch, Nachbar, daß es uns heilige römische Reich übel bestellt ist. Nachdem der Kurfürst von Sachsen mit dem Kaiser auf eigene Faust den Prager Frieden geschlossen hat, darinnen bestimmt ist, daß man mit vereinten Kräften die fremden Völker, also auch die Schweden, vom Reichsboden wegschaffen und ihnen das in Besitz Genommene wieder abnehmen wolle — traun, Leute, nachdem ein solcher Friede geschlossen ist zwischen dem katholischen Kaiser und dem Fürsten, welcher den Evangelischen ein Fahnenträger hätte sein sollen, wüßst' ich nimmer, wie unsere Sache sollte anders geführt werden, als daß sie uns den Glauben nehmen, in dem wir mit unsern Vätern gelebt haben und in dem dieselben selig entschlafen sind.“

„Ho — ho,“ rief ein anderer der Bauern, „da wären wir doch selbst mit dabei, wenn man uns unsern Glauben nehmen wollte! Ja, als Gallas hier hauste, da haben die katholischen Kriegsknechte meine alte Mutter zwingen wollen, daß sie die Sanct Anna anbetet, der unsere Kirche geweiht ist, und haben ihr das Bildnis jener Heiligen vorgehalten; und als die alte Frau vor dem Bildnis nicht hat knien wollen, hat ein Landsknecht mit seinem Schwerte ihr die alten zitternden Beine zerhauen, daß sie hingesunken ist. Da haben sie geschrien: „So muß man das Ketzervolk anhalten, daß es den Heiligen die schulbige Ehrfurcht erweist.““

„Der allmächtige Gott bewahre und schütze uns, daß wir dem Gallas und seiner Bande nicht wiederum die Tore und Türen öffnen müssen,“ rief ein anderer der Bauern; „aber viel besser ist's auch in den letzten Jahren nicht gewesen als dazumal. Hab' ich's nicht selbst erlebt? Hatte ich nicht vor vier Jahren, bevor die große Flut hereinbrach, just eine reiche Ernte? Und wo ist sie geblieben? Die Ripper und Wipper kamen und wollten nicht rauben, sondern kaufen; und als sie mir die ganze Ernte in Tönnungen an den Ratschern Heinßen für einen Sack vollwertiger Speziestaler verkauft hatten, da haben sie mir meinen Preis ausbezahlt, so viel ich verlangt hatte; sie haben es mir aber in blanker kleinerer Münze bezahlt; und als ich mein Geld eintauschen wollte, bot der Wechsler mir für meine dreihundert blanken Taler bare fünfundzwanzig Mark — nicht mehr und auch nicht weniger.“

„Ja, drüben auf der einst so reichgesegneten und jetzt so schwer heimgesuchten Insel,“ sagte Peter Steffens, „haben wir's nimmer erfahren, welches Herzleid der Krieg mit sich bringt. Weil aber hier bei der Mühme eine Kunde nach der andern kommt und zu reden weiß von den Jorneruten, mit denen Gott der Herr seinem Volke den Rücken blutig geschlagen hat, so meine ich, daß wir Hilfe nehmen müssen, woher sie kommt, ob von den Schweden oder Franzmännern, wenn uns nur der Friede ins Vaterland gebracht und der Glaube uns nicht angefochten wird.“

„Ich kann Dir nicht völlig zustimmen,“ sagte ein Greis mit weißem Haare und durchfurchtem Angesicht; „wohl habe auch ich Schweres schon erduldet in den finstern Kriegszeiten; aber ehe ich die Fremden ihre Hand möchte legen lassen auf das deutsche Land, wollte ich lieber meinen letzten Sohn noch hingeben in den heiligen Krieg.“

„Es ist schwer — ja, sehr schwer, das Kind seines Herzens in die wilden Wogen der Zeit hinausfahren zu lassen.“

„Wohl ist's schwer, und ein Vaterherz blutet bei solchem Auszug. Ja, als der Wallensteinische Reitermann meinem Aeltesten das Schwert auf den Kopf sausen ließ, daß die hohe Stirn mitten durchgespalten ist, da bin ich hingesunken, als hätte mich der blinkende Stahl getroffen, aber doch will ich lieber noch den letzten Sohn hingeben, als der Rede zustimmen, daß das Vaterland von Fremden regiert werde.“

„Wenn alle Deutschen so dächten wie Du,“ sagte Marten Peters, „dann ständ's wahrlich besser um die Lande, aber Treue, Glaube und Augen, die kein Sandkörnlein vertragen, sind in dieser Zeit mit Steinen geworfen und sind blind geworden. Gott geb' uns Männer, die für das Land und evangelischen Glauben nicht bloß ihre Kinder hingeben, sondern auch ihre Kinder!“

Drüben in der Ecke auf der Holzbank, die an der Wand entlang stand, saß der Tete Steffens. Er hatte jedes Wort der Männer gehört. Er hatte hinübergehört, wie ein Verirrter auf den Glockenton horcht, der aus weiter Ferne übers Land

hallt. Ihm leuchteten die Augen bei den letzten Reden der Männer, und seine Hand ballte sich, als hätte sie den Schwertknäuf umfaßt. Er eilte hinaus auf den Kirchhof, der neben dem Gasthaus lag. Dort begegnete ihm einer seiner Genossen. Der Tete wies hinüber über die weite Ebene und sagte: „He, Jan, weißt Du, daß dort draußen immer noch Krieg geführt wird?“

„Ne — davon weiß ich gar nichts. Vor zehn Jahren, — oder ich weiß nicht wann — haben die Kriagsleute meine Großmutter erstochen, und wenn nun wieder Krieg ist, dann fürchte ich, daß sie wiederkommen und mich und meinen Bruder auch töten.“

„Memme,“ schrie der Tete, „deshalb kam ich hierher auf den Kirchhof, um übers weite Feld zu sehen, ob ich nicht ihre Schwerter und Helme im Strahl der Abendsonne blitzen sehe, dann werde ich hinüberlaufen und mit ihnen ziehen; weißt Du, ich werde schon bald sechzehn Jahre alt und bin stark genug, um ein Schwert schwingen zu können. Und wenn ich groß bin — so groß wie mein Vater — und einen ebenso langen Bart habe, dann will ich ein großer Hauptmann sein.“

„Ich würde lieber im Garten Deiner Mühme Wiebte Edleß auf den Kirschbaum steigen als draußen aufs Kriagsfeld.“

„Weißt Du, daß die Evangelischen jetzt wieder einen großen Feldherrn haben, der tapferer und mächtiger ist als der Gallas?“

„Ich wollte, daß weder der Kaiser noch die Evangelischen einen Feldherrn hätten, sondern daß sie Frieden machten und unsere Acker nicht mehr verwüsten und unsere Häuser nicht mehr zerstören und unsere Eltern nicht mehr peinigen und totstecken ließen.“

„Der Feldherr der Evangelischen ist der Herzog Bernhard von Weimar, der mit dem Gelbe der Franzosen ein großes Heer geworben hat und nun die Städte des Kaisers am Rhein erobert, und wenn er das Heer des Kaisers gefangen genommen und den Kaiser aus dem Lande gejagt haben wird, dann wird Friede sein. Aber wenn die Kaiserlichen siegen, dann werden sie uns die Bibel und das Psalmbuch wegnehmen, und ich werde der Mühme nimmermehr vorlesen dürfen, und unsern Glauben werden sie uns nehmen, und wir werden nicht mehr beten dürfen.“

„Ho, ho, das werden wir doch noch dürfen; denn am Abend im Bette tue ich's ganz leise, und die Kaiserlichen werden es nicht hören können.“

„Aber wir werden nicht mehr zum lieben Heiland beten dürfen, sondern nur zur heiligen Anna und zur Mutter Maria.“

„Sie werden es nicht hören können, zu wem ich bete.“

„Aber sie werden unsere Eltern hinhängen, wie Gallas Deine Großmutter töten ließ; darum will ich hinausziehen und ein tapferer Krieger werden unter dem Herzog Bernhard.“

„Ich will daheim bleiben bei den Eltern und will die Haustür verriegeln, daß kein Feind hineinkommt.“

„Du bist ein Tor und eine Memme.“

Mit solchem Worte wandte der Tete Steffens seinem Genossen den Rücken, blickte noch einmal über die weite Ebene, ob nicht ein Fähnlein in der Ferne winkte; aber es waren nicht Rosse noch Reifige zu erspähen. Dann eilte der Bube den Deich entlang gen Osten hin und kam zum Hofe der Mühme. Es war um die Zeit, da die Kirschbäume reif wurden. Zwar hatten die stattlichen Bäume von der Flut arg gelitten, aber ein scharfes Auge konnte doch sie und da eine Frucht erspähen. Der Tete hatte schon seit mehreren Tagen ein Auge auf die Frucht geworfen, die er bis jetzt nur aus der Schilderung der Mühme

kannte; jezt war der Kampfesmut ihm ins Herz gefahren, und er kletterte schleunigst in den ersten besten Kirschbaum. Die Muhme hatte es zwar verboten, denn sie meinte, das Gezweige sei unsicher. Ei, die Tante ist eine alte Frau und weiß nicht, was sich ziemt für einen Buben, der ein tapferer Soldat werden will. Für den Tete heißt es: Nicht wägen und fragen, sondern klettern und wagen. Wie ein Eickhähchen hüpfte er von Ast zu Ast. Die Muhme sah es vom Fenster ihres Stübchens aus. Die alte Frau war es gewohnt, ein strenges Regiment zu führen, und forderte unbedingten Gehorsam. Hatte sie nicht selbst dem Tete verboten, die Früchte zu pflücken? Hatte sie nicht noch gestern ein mahnendes Wort an den Buben gerichtet? Sie ließ denselben sofort vor sich kommen. Der Tete

Schläge schmerzten ihn um so mehr, je unerwarteter sie gekommen waren. Er hatte sehr selten von dem Vater Schläge erhalten, von der Mutter aber niemals; die beiden Schläge von der Hand der Muhme brannten ihm wie Feueräglut auf der Wange. Er hatte gehofft, daß der Vater ihn in Schutz nehmen und ihn der Muhme gegenüber rechtfertigen werde, aber nachdem derselbe ein kurzes Verhör angestellt hatte, forderte er, daß der Tete flugs zur Muhme gehen, Abbitte tun und willigen Gehorsam versprechen solle, und als der Bube diesem Befehl wieder allerlei Reibensarten entgegenzusetzen wagte, da gab's wieder eine derbe Ohrfeige.

Dem Tete wurde nun zwar auch von der Mutter sein Unrecht vorgehalten, und am nächsten Tage bequeme er sich dazu, die

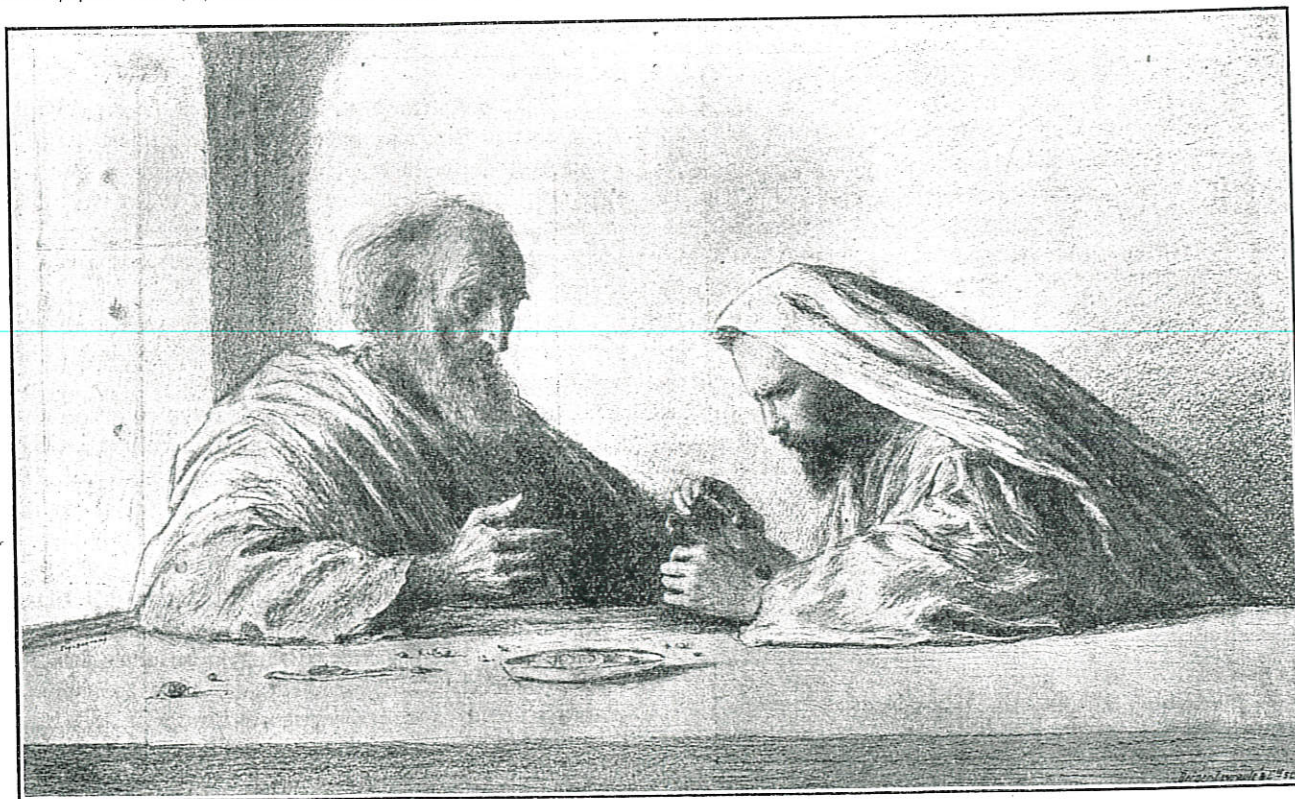
Die künstliche Perle.

Für die „Abendschule“ von G. W. Volter.

Es suchte ein Kaufmann nach Perlen, Und als er so hinging, da fand Er mehr, viel mehr, als er suchte, — Die köstlichste Perle im Land.

Er kaufte sofort sich die Perle, Gab alles sein Gut dafür hin; Die eine, die köstliche Perle, Sie war ihm der größte Gewinn.

Du kennst sie, die köstliche Perle, Das Himmelreich kann es nur sein, Vergraben im Schachte des Wortes, Da funkel't's wie Edelgestein.



kannte die Muhme bisher nur von ihrer gutmütig mahnenden Seite; jezt stand sie vor ihm mit strengem Auge, mit Born im Angesicht. Er erbehte, als er ihr ins Angesicht schaute; aber wollte er nicht Soldat werden? Er sollte sich fürchten vor der Muhme? „Ha, ich hab' einmal untersucht, wie hoch der Kirschbaum sei.“

„Wußtest Du nicht,“ fragte sie, „daß ich verboten hatte, den Kirschbaum zu besteigen?“

„Ach,“ antwortete er in trozigem Tone, „Du denkst wohl, daß es gefährlich sei, den Kirschbaum zu besteigen? Für einen Buben, der Soldat werden will, ist nichts gefährlich.“

„Ich denke, daß für ungezogene und ungehorsame Buben eine Tracht Schläge gut ist,“ erwiderte sie; und ehe er sich dessen versah, fuhr ihre alte knöchernge Rechte auf seine linke Wange so unsanft hernieder, daß er aufschrie. Die

Die Menschen in ihren Gedanken Und Wünschen geh'n rastlos umher Und suchen vergeblich den Frieden In irdischer Müh' und Beschwer.

Sie forschen nach Weisheit, sie trachten Der eignen Gerechtigkeit nach, Und bringen doch nimmer zur Stillung Des Herzens unruhigen Schlag.

Doch plötzlich findet ein Sucher, Und staunend schaut er die Pracht Der köstlichen himmlischen Perle, An die er noch gar nicht gedacht.

Er findet das eine, das not ist, Das eine, das alles erseht, Das Glück und den Frieden der Seele, Der zeitlich und ewig ergötzt.

Muhme und den Vater um Verzeihung zu bitten; aber der Troh wollte aus seinem Herzen nicht weichen, und ein wilder Geist schien bei dem Knaben seinen Einzug gehalten zu haben.

6. Der eine hat die Müh', der andre hat die Brüh'.

Mächtig brauste der Sturm durch die hohen Eschen, welche den Hof der Wiebke Edelfs im Tetenbüller Kirchenkoog umgaben. Den Wogen und Winden hatten die alten Eschen wider getroht; manchen wüsten Kriegsgesellen hatten sie auf den Hof einziehen und wieder abziehen sehen. Jahre der Ruhe waren den Kriegzeiten gefolgt; aber

es schien die Stille vor dem Sturme zu sein. Die weit und breit durch die Lande streifenden und raubenden Banden wußten, daß die große Flut in den am Meere belegenen Landen den Wohl-

stand hinweggenommen hatte, und waren von der Höhe ins Tiefland nicht heruntergekommen; aber in der letzten Zeit ging die Rede, daß der Kaiser wider den Herzog Bernhard von Weimar, der die Feste Breisach am Rhein hart bedränge, ein mächtiges Heer rüste, und daß allerlei Volks sich wieder aufmache, um unter des Kaisers Feldherrn oder unter dem tapfern Herzog Kriegsdienst zu tun, daß aber viele dieser Scharen auf eigene Faust für sich selber Ruhm und Geld einzuheimsen suchten.

Wiebke Ebleß, die Greisin, saß am Fenster und schaute hinaus ins Wetter und schüttelte dann und wann das weiße Haupt. Ihr gegenüber saß in der Fensternische die Frau Steffens; Zeit und Herzleid haben ihr etliche Furchen über die Stirn gezogen, aber das blonde Haar läßt sie immer noch jünger erscheinen, als sie ist. Peter Steffens sitzt mit den beiden Kindern am Kamin. Mit geschickter Hand bessert er das Arbeitsgerät.

„Wie fällt der Weizen aus?“ fragte die Alte.

„Leider sehr schlecht, Ruhme,“ erwiderte in ernstem Tone Peter Steffens. „Die nasse Erntezeit hat ihm sehr geschadet; er ist größtenteils ausgewachsen, wird ein mäßiges Brotkorn geben und wird nur das vierte oder fünfte Korn bringen.“

„Gott sucht das Land heim mit trüber Zeit. Hast Du Kunde von Deinem Besitz auf der Insel?“

„Er ist gänzlich verloren,“ sagte er, und eine Träne rollte ihm über die Wange. „Wäre ich selbst da gewesen und hätte die Deicharbeit in die Hand genommen, dann hätte ich vielleicht ein Stück von meinem Hofe wieder gewinnen können, jetzt ist der lange Acker, welcher allein übrig geblieben ist, dem Hans Peisen überwiesen, und er hat das Fleckchen Erde mit seiner Hände Arbeit reblich erworben.“

„Du weißt,“ erwiderte die Alte, „daß Du mir wie ein Kind im Hause bist, und solange der Hof im Kirchenkoog liegt, wirst Du mit den Deinen Brot haben.“

„Ruhme,“ sagte er, „Du weißt, wie dankbar ich Dir bin, und wie ich meinen Gott preise, daß er mir die Tür des Ebleßschen Hofes aufgetan hat; aber Du weißt auch, wie unsicher sonderlich in unsern Tagen jeglicher Grundbesitz ist, und mußt es schon dulden, daß ich manchmal ein trübes Gesicht mache und mit ernstem Muge in die Zukunft sehe.“

Die Witwe blickte sinnend und schweigend in das Wetter hinaus. Dann fuhr sie fort:

„Gott halte in Gnaden seine Hand über unserm Lande und banne Wind und Wogen! Schau, wie die alten Eschen ihr Gezweige beugen vor des Sturmes Wut. Fast erinnert es mich

an jenen furchtbaren Oktobersturm des Jahres vierunddreißig. Aber was ist das, Peter? Kommt dort nicht eine Schar von Reifigen den Junkerndeiß entlang? Gott schütze uns, daß die wilden Banden, von denen in der letzten Zeit wieder viel geredet ist, ihren Weg nicht in unsere Gegend nehmen.“

Peter Steffens ist aufgesprungen und lugt scharf aus. Er tritt vor die Haustür und kommt eilig wieder in die Stube.

„Es ist eine Schar von Reitersleuten,“ spricht er hastig. „Sie werden nichts Gutes im Schilde führen. Es wird uns nichts helfen, ihnen mit Gewalt zu begegnen; wenn sie kommen, wollen wir gütlich mit ihnen verhandeln. Sieh, jetzt trennen sie sich; die Hälfte zieht hinüber gen Katharinenherd, die andere Hälfte scheint unsern Hof ins Auge gefaßt zu haben. Sei ruhig, Ruhme, sei ganz ruhig, mein Weib; ich werde mit ihnen verhandeln.“

Immer näher kam die Schar. Jetzt konnte man die einzelnen Gestalten erkennen. Es waren ruppige Gesellen; aber die Pferde waren kräftig und wohlgenährt.

„Sie tragen die Tracht der kaiserlichen Reiter,“ sagte die Ruhme.

„Ja,“ erwiderte Peter Steffens, „es scheint kaiserliches Kriegsvolk zu sein; aber viele wählen die Uniform gerade, wie es am vorteilhaftesten ist. Die Kaiserlichen haben ihre Quartiere nicht in Norddeutschland; es wird die Schar eines Hauptmanns sein, der auf eigene Hand sein Glück versucht. Ich schätze die ganze Zahl auf hundert Pferde; wir werden also fünfzig Mann Einquartierung bekommen.“

An der hohen Pforte des Hofes hat die Reiterchar halt gemacht. Der Bauer ist hinausgeeilt, um nach ihrem Begehre zu fragen.

„Was wir begehren?“ fragt in barschem Tone ein hoher, stattlicher Reitersmann, „he, lumpiges Bauernpack, wenn Reitersleute dahergeritten kommen, da kannst Du es mit Deiner bummeln Nase wohl riechen, daß sie Hafer für ihre Pferde, einen guten Schluck für ihre durchwehten Rehlen und einen guten Unterschlupf für Volk und Pferde verlangen.“

„Was wir bieten können, soll willig dargereicht werden,“ erwiderte der Bauer; „aber arm ist die Gegend, und schlecht war die Ernte; ich bitte, schonfam mit uns zu verfahren.“

„Schonfam hin und schonfam her; der Hauptmann von Gührode hat nie mehr genommen, als man hatte, und hat den Menschen, die ihm das Hemd gegeben haben, stets die Haut gelassen.“

(Fortsetzung folgt.)

Zuletzt.

Alle Bosheit muß zerbrechen,
Ihrer Lüge Bau zerschellt,
Wenn sein Wort dawider sprechen
Wird der große Herr der Welt.

Wenn es Zeit, wird er den Mäthen
Mächtig steuern, wie er will.
Wenn er wird dazwischen treten,
Schweigen alle Stürme still.

Und die Falschheit wird zuschanden,
Und das Heuchelwerk zerrinnt,



Wie die Nebeldünste schwinden
Vor dem leichtbewegten Wind.

Trug, Verrat und Lüge schalle!
Schleiche, feige Hinterlist!
Treue bringt ihr nicht zu Falle,
Die in Gott verankert ist.

So kann uns kein Feind zerschlagen,
Wie sich auch sein Mitten stellt, —
Du wirst doch zuletzt es sagen,
Wie es sein soll, Herr der Welt!

Wie das Wetteramt „prophezeit“.

Viele Leute haben die Vorstellung, daß etwas Geheimnisvolles und Verborgenes mit den Voraussetzungen des Bundes-Wetterbureaus von kommenden Stürmen, Frösten, Hochwasser u. dgl. verbunden ist. Nicht wenige glauben, daß

die Beobachter notwendig ihre Daten aus den Planeten, den Sternen und dem Monde ablesen müssen. Tatsächlich geht es aber bei den sogenannten „Wettermachern“ des Bureaus ganz natürlich zu, und sie sagen bevorstehende Störungen in ganz

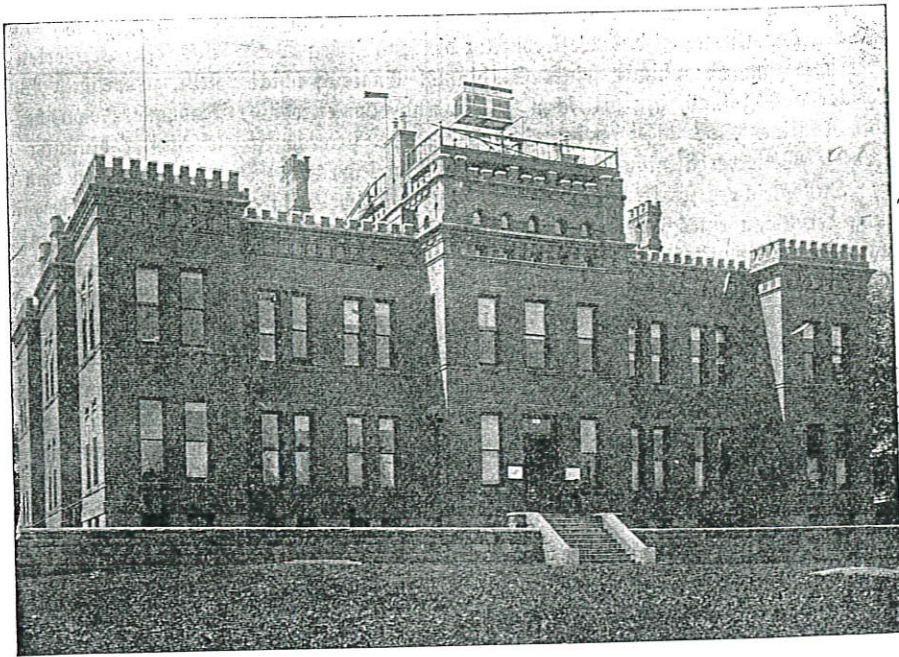
geschäftsmäßiger und in ganz ähnlicher Weise voraus, wie ein Mann, welcher sich eine Schiffsendung Waren bestellt hat, sich darüber klar zu werden sucht, wann das Schiff wohl ankommen kann.

Nehmen wir an, daß ein Geschäftsmann eine Waggonladung Ananas (Pineapples) von den Hawaiischen Inseln bestellt hat. Ihm ist bekannt, wie lange es durchschnittlich dauert, bis der Dampfer die Fahrt nach dem pacifischen Hafen zurücklegt, wie lange es durchschnittlich dauert, bis die Ware von dem Dampfer gelöscht und in den Kühlwaggon verladen ist, wie viele Tage die Eisenbahnwaggons für die Fahrt über den Kontinent brauchen, um nach New York zu kommen. Bei seiner Schätzung können aber Irrtümer vorkommen, weil der Dampfer durch Nebel aufgehalten oder die Eisenbahnwaggons von einem Unfall betroffen werden können.

Die Stürme entstehen, wie die Ananas, in der Regel nicht in den Vereinigten Staaten. Sie kommen zu uns, und zwar die einen von den Philippinen, die andern aus Japan, aus Alaska, aus Canada oder aus dem Golf von Mexiko. Das Wetterbureau erhält durch das Kabel, durch den Telegraph oder auf dem Wege der drahtlosen Depeschen Mitteilung von Stürmen im Auslande. Eine Station nach der andern oder ein Schiff nach dem andern berichtet über das Vordringen des Sturmes nach seiner Gegend, so daß die allgemeine Richtung und die Geschwindigkeit des Fortschrittes schon sehr zeitig bestimmt werden kann. Ja, das Eintreffen mancher Stürme kann auf solche Weise schon zehn Tage im voraus angekündigt werden.

Die „Wettermacher“ beobachten die Region des niedrigsten Barometerstandes, welche das Sturmzentrum bildet, um welches herum die Winde wehen. Dieser Wirbel oder die Meer (Wind- oder Wasserstrudel) bewegt sich körperlich in einer im allgemeinen östlichen Richtung in unsern Breitengraden mit einer Geschwindigkeit von 650 Meilen per Tag fort. In dem Maße, in welchem die Linien des gleichen Luftdruckes (Isobare) sich in der Gegend des niedrigsten Barometerstandes einander nähern, nehmen die damit in Zusammenhang stehenden Winde an Heftigkeit zu. Der Wettermacher bestimmt danach die Richtung der Fortbewegung des Sturmes und seine Geschwindigkeit.

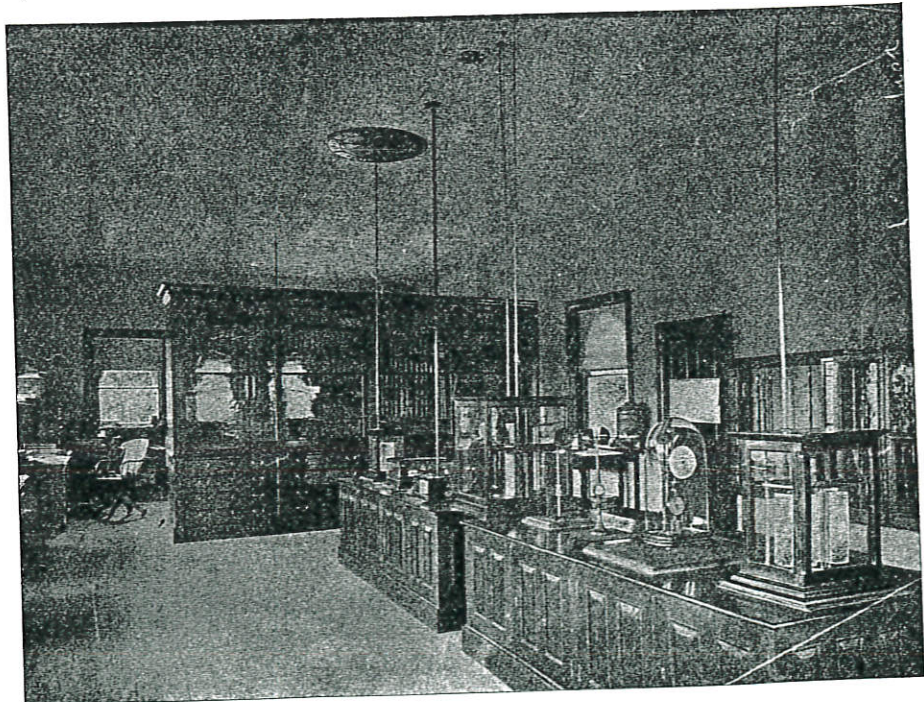
Wenn die Witterungsstörungen berichtet werden, weiß der Wettermacher aus Erfahrung, wie lange es dauert, bis sie die pacifische Küste erreichen, und ferner, wie lange Zeit von diesem Augenblick an verläuft, bis sie die atlantische Küste erreichen. Wenn z. B. ein aus Sibirien kommender Sturm die Richtung nach Osten um den Nordpol herum annimmt und in



Das Bundes-Wetteramt in Washington, D. C.

Alaska wieder auftritt, so sollte er die Staaten Washington und Oregon in ungefähr zwei Tagen erreichen; um bis zu den großen Seen zu gelangen, braucht er sechs Tage und für die Strecke von dort bis zur atlantischen Küste sieben bis acht Tage. Unerwartete Verhältnisse können die Stürme aufhalten oder ablenken von der geraden Richtung, genau so wie ein Kühlwaggon anders als fahrplanmäßig befördert oder infolge eines Unfalles aufgehalten oder auf eine andere, vielleicht gar falsche Bahn übergesetzt werden kann. Manche Stürme erschöpfen sich auch, indem sie in Regionen hohen Barometerstandes gelangen, welche von bedeutender Größe und größerem Umfang sind als der Sturm selbst. Manche von ihnen aber setzen ihre Reise um die ganze Erde herum fort.

Um sich über die sogenannten kalten Wellen orientiert zu



Das Instrumentenzimmer im Bundes-Wetteramte.

halten, welche aus Canada und Alaska nach den Vereinigten Staaten kommen, macht das Wetterbureau die kanadischen Wetterberichte zum Gegenstande seines Studiums. England schickt Berichte aus Island, den britischen Inseln und vom europäischen Kontinent, und täglich gehen Berichte aus St. Petersburg über die Wetterverhältnisse in Rußland und Sibirien ein.

Das gleiche geschäftsmäßige System, wie bei der Verfolgung der Bahn eines Sturmes, wird zum Zweck der Bestimmung des Zeitpunktes des Eintreffens von Frösten beobachtet. Die Voraussagungen von Hochwasser werden größtenteils auf dieselbe Weise zustande gebracht. Mitteilungen über die Ausdehnung der Nieferschläge in den Quellengebieten der Ströme, welche das Hochwasser verursachen, werden in telegraphischen Berichten von den lokalen Beobachtern gemacht. Wenn da ein Regen den Hauptkanal erreicht, wird die Höhe des Wasserstan-

des durch die sich aneinander reihenden Pegelstationen bestimmt. Aus den Vermerken über frühere Beobachtungen wird festgestellt, zu welchem Wasserstande z. B. eine Höhe von 20 Fuß in Dubuque, Iowa, bei Davenport, einer Station, welche 80 Meilen weiter hinunter am Mississippi liegt, führt. Dieses Verfahren wird an dem ganzen Lauf des Stromes wiederholt, und an jedem Punkte wird in Rechnung gezogen, welchen Einfluß das aus den Nebenflüssen strömende Wasser und der in ihrem und im lokalen Gebiete fallende Regen ausübt. Infolge dieser Beobachtungen waren z. B. bei dem letzten Hochwasser die Bewohner von Cairo schon eine Woche bis zehn Tage vorher vor dem Unglück gewarnt. Dem Pittsburger Distrikt dagegen können die Warnungen nur 12 bis 24 Stunden im voraus erteilt werden, weil dort Hochwasser bereits innerhalb 24 Stunden nach einem schweren Regensturm eintritt.

An der Tafel Belsazars und der Juden.

Nach R. G o l l m e r.

Es liegt nahe, zu fragen: Was aß und trank man denn in jener Zeit am Hofe des Königs Belsazar zu Babylon? Und was wurde überhaupt bei den verschiedenen Fest- und sonstigen Mahlzeiten, die in der Bibel erwähnt werden, den Gästen geboten?

Die große Alluvialebene, die vom Euphrat und Tigris durchströmt wird, war damals hoch kultiviert. Eine Menge Kanäle, von denen über 30 mit Namen bekannt sind, sowie Dämme und künstliche Seen schützten das Land vor Ueberschwemmungen und beförderten seine natürliche und durch sorgfältige Bestellung gehobene Fruchtbarkeit. Ein besonders bedeutender Ertrag scheint an Weizen, Gerste und Datteln erzielt worden zu sein, daneben werden aber auch Del- und Nußbäume, sowie andere obstragende Bäume erwähnt. Der Ackerbau stand also unzweifelhaft in hoher Blüte, doch lebte das Volk durchaus nicht etwa nur vegetarisch, sondern genoß auch die Produkte von Viehzucht und Fischfang und liebte, seiner kriegerischen Natur entsprechend, die Jagd. Darstellungen assyrischer Basreliefs werfen einiges Licht auf das Privatleben jener Zeit. Wir finden Jagdszenen, das Füttern von Pfauen, das Schlachten von Schafen, Trinkgelage, und überall fällt eine gewisse Pracht und Zierlichkeit in Tracht, Gewändern, Möbeln und Gerätschaften auf und liefert die Beweise für einen ziemlich großen Nationalwohlstand.

Dazu kommen noch die Machtstellung und Ausdehnung des damaligen babylonischen Reiches, die sicher einen lebhaften Import auch von Nahrungs- und Genußmitteln im Gefolge hatten, trotz der Entfernungen und der Kosten; denn was galt damals Menschenkraft und Menschenkönnen, ja, ein Menschenleben? Anzunehmen ist, daß dort, wie bei allen orientalischen Völkern, Speiseverbote herrschten, doch wissen wir nicht welche. Sicher aber dürfte sein, daß Menschen nicht nur geopfert, sondern auch gegessen worden sind.

Es wird am Hofe Belsazars natürlich recht hoch hergegangen sein und nicht minder bei Sardanapal in Ninive. Dieser hätte sonst kaum auf sein Denkmal, das er sich schon bei Lebzeiten errichtete — ein sinniger Gebrauch der damaligen Zeit — als Quintessenz seiner Lebensweisheit den Spruch setzen lassen: „Nö, trinke und liebe — das übrige ist keine Bohne wert!“ Die Auffindung von Haushalts- und Rükkenrechnungen durch französische Forscher ermöglicht heute aber auch die ungefähre Aufstellung des Menüs von König Belsazars berühmtem letzten Festmahle. Er wird, wie die meisten hohen Herren, besonders

in Ländern, die am Luxus zugrunde gehen, ein Feinschmecker gewesen sein und seine Tafel mit dem Schönsten und Kostbarsten beladen haben. Als Fisch wird er, wie das häufig der Fall ist, die einheimischen nicht für fein genug gehalten haben, denn es gilt als ziemlich sicher, daß auf Belsazars Tafel schon Wolgaische, also Stör oder Sterlet, prangten. Es werden wohl Störe gewesen sein, denn wir hören von silbernen Platten, die wegen der Größe der unzerstückelt servierten Fische extra angefertigt werden mußten. Man reichte dazu verschiedene Saucen „in den Farben des Regenbogens“, und diese Saucen wurden aufgetragen von jungen Negerinnen, deren jede in die mit der Sauce übereinstimmende Farbe gekleidet war (ganz Pariser Genre!). Mit Blumen geschmückte Köche, die Verfertiger der Saucen, begleiteten sie. Das Fleischgericht bestand aus einem Elefantenrüssel aus Afrika oder Indien, der vorher eine lange Präparation durchzumachen hatte, also wohl „gebeizt“ oder „mariniert“ war, Renttierfleisch aus Sibirien, Bärenschinken aus dem Ural und Pfauen mit den Gewürzen Indiens und Arabiens. Dazu führten Tänzer althergebrachte rhythmische Schrittreigen zum Klange von Saiteninstrumenten und Schallbecken auf, bis der Wein die Köpfe erhitzte und das Ganze in eine häßliche, wüste Orgie ausartete. Der Wein, den man trank, war aus Aegypten importierter Palmwein, und als der König im Rausche und Uebermut ihn in den heiligen Tempelgefäßen, die Nebukadnezar aus Jerusalem mitgebracht hatte, seinen trunkenen Kumpanen kredenzen ließ, da erschien an der Wand das feurige „Mene tekél upharsin!“ In derselben Nacht wurde Belsazar ermordet. Die vor den Toren liegenden Meher stürmten die Stadt; mit dem assyrischen Imperium war es zu Ende. Derbere Art, derbere Kost, derbere Menschen verdrängten nun — ein ewig wiederholtes Reigenpiel der Geschichte — die verweichlichten Sitten eines degenerierten Geschlechts, bis auch ihre Schicksalsstunde schlug.

Wir aber wollen noch einen Blick werfen auf die Tafel der Juden, des von Belsazars Vorgänger unterjochten Volkes.

Hier finden wir zunächst eine Reihe von Speiseverboten, bemerkenswerter als bei allen anderen orientalischen und occidentalen Völkern. Denn wenn auch zunächst bei Speiseverboten rein gesundheitliche, vielleicht auch ästhetische Gesichtspunkte maßgebend gewesen sein mögen (z. B. Vermeidung des Bohnengenußes bei vielen Völkern des Altertums), so spielten doch auch Glaube und Aberglaube eine große Rolle. Manche Tiere waren einer Gottheit heilig, in andere wandere die Seele

der Verstorbenen, meinte man. Auch das Christentum war nicht immer frei von solchen Ansichten, denn Bonifazius bezeichnet den Pferdefleischgenuß der alten Deutschen als „heidnisch sündig“, und gläubige Russen essen noch heute kein Taubenfleisch, weil die Taube das Symbol des Heiligen Geistes ist.

Bei den Juden sind die sanitären Rücksichten in der moralischen Gesetzgebung unverkennbar, aber die Speiseverbote verfolgten auch den sozialen Zweck, die Juden von den sie umgebenden Völkern zu isolieren und sie vor der Verführung durch sie zu schützen: „Ich bin der Herr, euer Gott, der euch von den anderen Völkern abgesondert hat.“

Die Speiseverbote einzeln aufzuzählen, erübrigt sich, da sie ausführlich 3 Mos. 11. zu finden und sicher und leicht nachzuschlagen sind. Das Verbot des Schweinefleisches hatten die Juden mit den Ägyptern gemeinsam. Besonders zu beachten ist jedoch das Verbot, Blut zu genießen. Die gesundheitliche Bedeutung des Blutverbotes beruht auf der schnellen Fäulnisfähigkeit des bluthaltigen Fleisches. Für Israel war aber auch der Gegensatz zur Baalverehrung, in dessen Dienst Blut genossen ward, maßgebend. Blut wird in der Geschichte des Menschengeschlechts meist nur von Kannibalen genossen, und selbst bei diesen nur aus gewissen abergläubischen Regungen des Mhnenkultus heraus. In der deutschen Geschichte findet sich der Blutgenuß nur einmal, und zwar in der „Nibelungen-Not“:

Drauf sprach der Tronje Hagen: „Ihr edlen Ritter gut,
Wen nun der Durst bezwinget, der trinke hier das Blut.
Das ist in solchen Nöten erquickender als Wein!
Zum Trinken und zum Essen kann nun nichts anderes mehr hier sein.“

Der Fleischgenuß als solcher war bei den Juden durchaus gebräuchlich, jedoch eingeschränkt auf jene Tiere, die — wie die

heutigen Erfahrungen bestätigen — weniger Krankheiten ausgesetzt waren. Das heiße Klima aber führte zu einer Bevorzugung der Pflanzentkost im Gegensatz zu der oben geschilderten assyrischen Lebensweise.

Die Bibel nennt uns eine ganze Reihe von Vegetabilien, die den Juden zur Speise dienten: Datteln, Johannisbrot, Walnuß, Olive, Feige, Sykomore, Weintraube, Granatapfel, Gurke, Mandel, Gerste, Weizen, Hirse, Bohnen, Linsen, Spelz, Kichererbsen, bittere Gurken (*momordica elaterium*, von Luther ihres stark bitteren Geschmacks und abführenden Wirkung wegen mit Koloquinten übersetzt), Dudaim (Gurkensalat, *cucumis dudaim* galten als Liebe erregend), Wassermelonen, Wacholderwurzeln (nicht Beeren; sie wurden nur im Notfalle genossen, siehe Hiob 30, 4). Dann waren den Juden aber eine große Reihe Gewürze bekannt, z. B. Ingwer (von Luther mit Eynamen übersetzt, gemeint ist *curcuma longa*), Koriander, Dill (*origanum creticum*), Kümmel, Zimmet (*kasia* und *cinnamomum*), Richorie, Zwiebel, Lauch, Knoblauch und Schnittlauch. Es ist also einleuchtend, daß auch das Volk Israel einen abwechslungsreichen und sehr gewählten Tisch geführt hat, ja, es gab sogar Perioden von Luxus und Schwelgerei. Salomo z. B. ließ Pfauen braten. Bekanntlich zählt auch noch heute die jüdische Küche zu den besten, wohlgeschmecktesten und nahrhaftesten. Aber die wechselnden Geschehnisse des jüdischen Volkes, seine Wanderungen und seine Zerrissenheit waren der Entwicklung von Feinschmeckerei ungünstig. Die Gerichte mögen jedoch im großen und ganzen wohl von den zahlreichen Völkern und Ländern, mit denen die Juden auf ihren Wanderfahrten in Berührung kamen, vielfach beeinflusst gewesen sein, so streng immerhin durch die Speisegesetze alles Heidnische von ihrem Tische geschieden war.



Beim Pflügen mit Kamel und Ochsen im Heiligen Lande.